



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2016

Denkendes Schilfrohr

Kohler, Georg

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-132854>

Newspaper Article

Originally published at:

Kohler, Georg. Denkendes Schilfrohr. In: UZH Magazin : die Zeitschrift der Universität Zürich : die Wissenschaftszeitschrift, 3, September 2016, 7.



Universität
Zürich ^{UZH}

UZH MAGAZIN

Die Wissenschaftszeitschrift
25. Jahrgang | September 2016 | Nr. 3

Krieg und Terror

Wie wir mit Gewalt umgehen ab Seite 22



Krebskranke Kinder Bessere Heilungschancen für junge Leukämiepatienten Seite 12

Im Wurzelbunker Wie Vegi in Zürich zum urbanen Lifestyle wurde Seite 42

Umstrittener Islam Was die Universität für die Integration von Muslimen tun kann Seite 46



Schau dir die Online-Story vom
KLETTERN AUF KORSIKA an:
www.transa.ch/korsika

KATRIN SCHLEY
Teamleiterin
Zürich Europaallee

RAUS.

**Aber
richtig.**

PESCHE WÜTHRICH
Verkaufsberater
Zürich Europaallee

10% RABATT
mit deiner **STUcard***
*Mehr zur STUcard: www.stucard.ch

Radio Gaga. **WIR KENNEN DAS.**

Und so bekommst du bei uns in den Filialen genau die Beratung, die du brauchst.
Von Leuten, die dasselbe wollen wie du.

Beste Auswahl, hochwertige Ausrüstung, echte Beratung für Travel & Outdoor.
Basel, Bern, Luzern, St. Gallen, Winterthur, Zürich

TRANSA

IMPRESSUM

Herausgeberin

Universitätsleitung der Universität Zürich durch
die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing

David Werner, david.werner@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion

Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren

Theo von Däniken, theo.vondaniken@kommunikation.uzh.ch
Michael T. Ganz, michael@mtganz.ch
Prof. Georg Kohler, kohler@philos.uzh.ch
Thomas Müller, thomas.mueller@email.ch
Rebecca Niederhauser, niederhauser@isek.uzh.ch
Katja Rauch, katja.rauch@hispeed.ch
Sascha Renner, sascha.alexander.renner@gmail.com
Adrian Ritter, adrian.ritter@kommunikation.uzh.ch
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch
Stefan Stöcklin, stefan.stoecklin@kommunikation.uzh.ch
Dr. Margrit Wyder, margrit.wyder@uzh.ch
Claudio Zemp, claudio.zemp@gmx.ch

Fotografinnen und Fotografen

Robert Huber, rh@roberthuber.com
Marc Latzel, contact@marclatzel.com
Ursula Meisser, foto@umeisser.ch
Gerda Tobler (Illustration), gerda@gerdatobler.ch

Gestaltung/DTP

HinderSchlatterFeuz, Zürich www.hinderschlatterfeuz.ch

Korrektur, Druck und Lithos

Bruhin AG, druck/media, Pfarrmatte 6, 8807 Freienbach

Adresse

Universität Zürich, Kommunikation,
Redaktion UZH MAGAZIN
Seilergraben 49, 8001 Zürich
Sekretariat: Steve Frei
Tel. 044 634 44 30 Fax 044 634 42 84
magazin@kommunikation.uzh.ch

Insertate

print-ad kretz gmbh, Tramstrasse 11, 8708 Männedorf
Telefon 044 924 20 70 Fax 044 924 20 79
info@kretzgmbh.ch

Auflage

20 000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten

Das UZH MAGAZIN kann kostenlos abonniert
werden: publishing@kommunikation.uzh.ch

ISSN 2235-2805

Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln
mit Genehmigung der Redaktion



Dieses Produkt wurde klimaneutral produziert.

EDITORIAL

Kriegsopfer und töten in Gottes Namen

Der endlose und grausame Krieg in Syrien, der islamistische Terror in Frankreich und anderswo – Krieg und Gewalt beschäftigen uns täglich. In der Schweiz sind wir bisher davon verschont geblieben. Doch die Opfer von Kriegen kommen auch zu uns, als Flüchtlinge, die unsere Hilfe brauchen. Dabei geht es nicht nur um materielle, sondern auch um psychologische Unterstützung. Viele Menschen aus Konfliktgebieten sind traumatisiert. Diese seelischen Wunden belasten ihr Leben auch bei uns und erschweren ihnen die Integration. Im Ambulatorium für Folter- und Kriegsopfer des Universitätsspitals Zürich wird ihnen geholfen, die traumatischen Erlebnisse zu verarbeiten.

Krieg und Terror können unerwartet in unser Leben einbrechen. Im Dossier dieses Hefts zeigen wir, wie sich Gewalt äussert und



«Gewalt ist älter als Religion», sagt Theologe Konrad Schmid.

wie wir damit umgehen können. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der UZH beschäftigen sich mit verschiedenen Formen von Gewalt und sie denken darüber nach, was man dagegen tun kann und wie den Opfern geholfen werden könnte.

Dass Kriegsgeschädigte als Opfer wahrgenommen werden, ist gar nicht selbstverständlich, wie Svenja Goltermann deutlich macht. Die Historikerin hat erforscht, wie sich der Opferbegriff im Zusammenhang mit Kriegen in den vergangenen 150 Jahren allmählich etabliert hat.

In Europa beschäftigen uns die Flüchtlinge, die ihr Land verlassen haben und zu uns kommen. Weit grösser ist die Zahl jener Menschen, die durch Bürgerkriege vertrieben wurden, jedoch weiterhin in ihrem eigenen Land leben. Wie es solchen Binnenflüchtlingen ergeht, hat der Politgeograf Stefan Hochleithner im Ostkongo untersucht. Seine erschütternde Diagnose: Viele der intern Vertriebenen verdingen sich aus Not bei jenen Milizen, vor denen sie aus ihren Dörfern geflüchtet sind.

Andernorts schliessen sich vor allem junge Menschen freiwillig gewaltbereiten Gruppierungen wie dem sogenannten Islamischen Staat an. Verführt werden sie durch grandiose Versprechungen der Kriegspropaganda. Die forensische Psychologin Henriette Haas analysiert solche Mechanismen der Verführung und zeigt, dass diese stets denselben Mustern folgen, von Schillers Reiterlied über die Nazis bis zu den Dschihadisten heute.

Die Gotteskrieger töten im Namen Allahs. Bei näherem Hinsehen erkennt man jedoch, dass religiöse Argumente nur eine dürftige Bemäntelung von Gewalt liefern. Verübt wird sie oft aus ganz anderen Motiven. Gewalt sei viel älter als Religion, sagt der reformierte Theologe Konrad Schmid im Interview. Er sieht keinen unmittelbaren Zusammenhang zwischen Religion und Gewalt.

Die Verbindung des Islam mit islamistischen Gewalttaten hat in Europa hitzige politische Diskussionen ausgelöst. Diese verstellen den Blick auf das tiefer liegende Problem der Integration der Muslime in die offenen und säkularen Gesellschaften Europas. Im grossen Interview erklären Islamwissenschaftler Ulrich Rudolph und Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger, wie Muslime in der Schweiz besser integriert werden könnten.

*Wir wünschen eine aufschlussreiche Lektüre,
Thomas Gull und Roger Nickl*



HEUREKA

Fliegen im Schlaf Seite 6

PHILOSOPHIE DES ALLTAGS

Denkendes Schilfrohr Seite 7

BUCH FÜRS LEBEN

Kochen mit Wittgenstein Seite 8

KUNSTSTÜCK

Duce am Dom Seite 9

RÜCKSPIEGEL

Tod am Tödi Seite 9

FORSCHUNG

Nichtstun auf Japanisch

Nicht nur malochen: Die Japaner entdecken die Musse neu. Von Claudio Zemp Seite 10

Selbmörderische Krebszellen

Wie Kindern mit Leukämie noch besser geholfen werden kann. Von Katja Rauch Seite 12

Mentale Schnappschüsse

Wir nehmen die Welt als Abfolge von Einzelbildern wahr. Von Theo von Däniken Seite 16

Beseelte Geschöpfe

Seit der Antike wird über die Rechte des Embryos nachgedacht. Von Margrit Wyder Seite 18

DOSSIER

Krieg und Terror

Wie wir mit Gewalt umgehen

Herzrasen und Todesangst

Am Universitätsspital werden traumatisierte Flüchtlinge behandelt. Von Roger Nickl Seite 25

Töten für Gott

Theologe Konrad Schmid über Gewalt und Religion. Von Thomas Gull Seite 28

Gerechter Krieg

Gibt es eine moralische Legitimation für bewaffnete Konflikte? Von Roger Nickl Seite 32



Aufs Pferd, Kameraden!

Kriegspropaganda verführt mit grandiosen Versprechen. Von Thomas Gull Seite 34

Entwurzelt in Afrika

Das Schicksal von Binnenflüchtligen im Ostkongo. Von Michael T. Ganz Seite 37

Leidende und Gefallene

Opfer von Kriegen wurden nicht immer als solche anerkannt. Von Thomas Müller Seite 39

ESSAY

Vegi ist chic

Eine kurze Geschichte des Vegetarismus in Zürich. Von Rebecca Niederhauser Seite 42

PORTRÄT

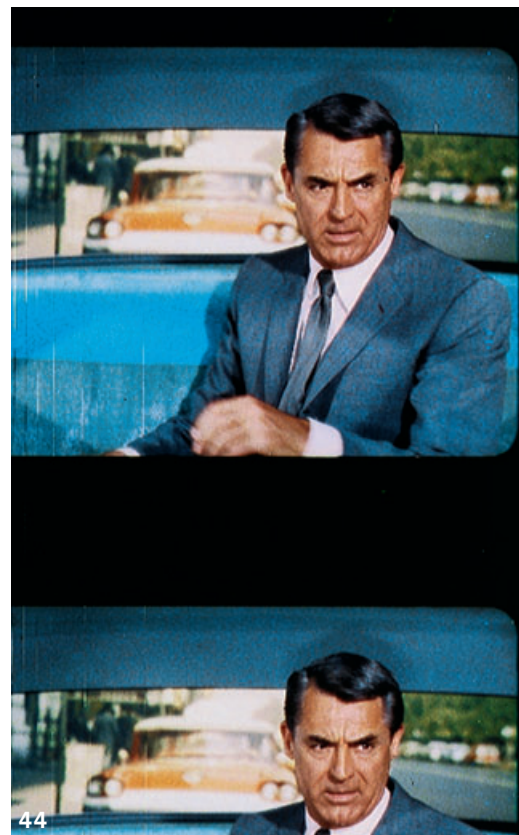
Die Farben des Films

Barbara Flückiger rettet alte Filme ins digitale Zeitalter. Von Simona Ryser Seite 44

INTERVIEW

Integrierter Islam

Wie Muslime in der Schweiz besser eingebunden werden können. Seite 46



BÜCHER

Der Untergang Europas

Urs Bitterlis etwas andere Kulturgeschichte. Von Thomas Gull Seite 52

SCHLUSSPUNKT

Die Verlorenen Seite 54



Meister des Dauerflugs: Fregattvögel können auch in der Luft schlafen.

Heureka – Neues aus der Forschung

Schlafen im Flug

Schlafend fliegen, ohne vom Himmel zu fallen: Fregattvögel sind dazu fähig. Die grossen, auf den Galapagosinseln lebenden Seevögel fliegen für Wochen über dem Ozean und können im Flug gleichzeitig mit beiden Gehirnhälften oder nur mit einer Hälfte schlafen. Durch Messung der Gehirnaktivität bei Fregattvögeln liefert Alexei Vyssotski vom Institut für Neuroinformatik der Universität und ETH Zürich mit einem internationalen Forscherteam den erstmaligen Nachweis, dass und wie Vögel im Flug schlafen. Wie die Studie zeigt, bleiben Fregattvögel tagsüber

wach, um aktiv nach Nahrung zu suchen. In der Nacht konnten die Forscher dagegen Gehirnströme messen, die ein Slow-Wave-Schlafmuster zeigten, während die Vögel in einem Gleitflug waren. «Überraschenderweise trat der Slow-Wave-Schlaf nicht nur in einer Gehirnhälfte, sondern im kompletten Gehirn auf. Zur aerodynamischen Kontrolle ist es offenbar nicht nötig, eine Gehirnhälfte wach zu halten», so Vyssotski. Trotzdem schläft im Flug, verglichen mit der Situation am Boden, häufiger nur ein Teil des Gehirns. Für diesen unihemisphärischen Schlaf fanden die Wissenschaftler durch die Auswer-

tung der Bewegungsdaten eine Erklärung: Wenn die Vögel in kreisenden Bewegungen die aufsteigenden Luftströme nutzten, blieb meist die Gehirnhälfte wach, die mit dem in Flugrichtung blickenden Auge verbunden war – so schauten die Vögel wohl, wohin sie fliegen. Hingegen schlief die zu dem nach aussen gerichteten Auge gehörende Hirnhälfte.

Nature Communications, doi: 10.1038/ncomms12468

Prionen schützen die Nervenfasern

Entartete Prionen lösen Rinderwahn und beim Menschen die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit aus. Bisher wusste man nicht, wozu die Prion-Proteine überhaupt dienen. Jetzt hat ein Team um den Prionenforscher Adriano Aguzzi vom Neuropathologischen Institut der UZH herausgefunden, welche Aufgabe gesunde Prion-Proteine haben: Sie sorgen dafür, dass die so genannten Schwann-Zellen eine elektrische Isolationschicht um die Nervenfasern bilden. Wenn das Prion-Protein ausgeschaltet wird, fehlt diese Schutzschicht und die peripheren Nerven erkranken. Das führt zu motorischen Störungen und Lähmungen.

Die neue Erkenntnis hat zwei Konsequenzen. Wenn bei möglichen Therapien gegen die Creutzfeldt-Jakob-Krankheit das Prion-Protein ganz ausgeschaltet wird, wirkt sich das negativ auf die Nerven aus. Und es könnten sich neue Therapien für chronische Nervenkrankheiten ergeben, die heute nur sehr eingeschränkt behandelt werden können.

Nature, doi:10.1038/nature19312

Gut gepanzert

Der Panzer schützt Schildkröten vor Fressfeinden und ist unter Wirbeltieren einzigartig. Für Paläontologen und Entwicklungsbiologen war seine Entstehung lange ein grosses Rätsel. Jetzt haben Paläontologen der Universität Zürich in Zusammenarbeit mit Fachkollegen eine Erklärung gefunden: Frühformen des Schildkrötenpanzers sind entstanden, als sich die Vorfahren der heutigen Schildkröten, die in Südafrika gefunden wurden, in die Sedimente eines ausgetrockneten Sees eingruben. Sie taten dies, um sich vor den unwirtlichen Umweltbedingungen zu schützen, wie Thorsten Schreyer, Paläontologe an der UZH, erklärt. Der südafrikanischen Proto-Schildkröte *Eumotosaurus africanus* diente ein starrer Brust-

korb mit verbreiterten Rippen als Widerlager für die Vorderbeine, mit der sie sich eingrub. Aus dieser Art Proto-Schale hat sich der heutige Panzer entwickelt.

Current Biology. doi:10.1016/j.cub.2016.05.020

Zu seinem Hass stehen

Hasskommentare in sozialen Medien können innert Kürze die Reputation einer Person oder eines Unternehmens beschädigen oder gar zerstören. Die gängige Meinung ist, dass die Anonymität im Internet solche Tiraden begünstigt. Ein Forschungsteam der UZH unter der Leitung von Katja Rost vom Soziologischen Institut hat diese Annahme widerlegt. Es hat nachgewiesen, dass nicht anonym auftretende Online-Hasser zunehmend die Regel sind. Die Auswertung von mehr als 500 000 sozialpolitischen Kommentaren ergab, dass die Verfasser von Hasskommentaren, die unter ihrem vollen Namen posten, häufiger sind als anonyme Hasskommentatoren.

Weshalb verzichten viele Hasskommentatoren im Netz darauf, anonym aufzutreten? Offenbar legen viele Online-Hasser keinen Wert auf Anonymität. Hasskommentare sind oft Reaktionen auf die Verletzung einer sozialen Norm. Weshalb sollten sich Verfasser solcher Posts, die ihren Protest als moralische Pflicht rechtfertigen und sich für eine ihrer Ansicht nach gerechte Sache einsetzen, verstecken? Zudem kann ein Online-Hasser davon ausgehen, dass sein aggressives Verhalten kaum je geahndet wird. Zweitens können Hasskommentatoren Mitmenschen in sozialen Netzwerken einfacher überzeugen und mobilisieren, wenn sie mit ihrem richtigen Namen auftreten. Im Idealfall kann dies ihren sozialen Status erhöhen, da sie sich online in «Freundeskreisen» bewegen, wo ihre Äusserungen dank «Shares» und «Likes» wiederholen. Die Abschaffung der Anonymität dürfte deshalb nicht zum Verschwinden von Hassstürmen, sondern möglicherweise gar zu deren Zunahme führen, geben die Autorinnen der Studie zu bedenken.

PLoS ONE. doi: 10.1371/journal.pone.0155923

Ausführliche Berichte und weitere Themen unter:
www.mediadesk.uzh.ch

Denkendes Schilfrohr



Manchmal überlege ich, warum ich nicht zu staunen verlernt habe; jenem Gefühl zu begegnen, das uns verschwindend klein sein lässt, so dass wir zugleich grenzenlos werden. Staunenkönnen heisst Unendlichkeitserfahrung und Ich-Bewusstsein auf eine Weise verbinden, dass die eine das andere nicht verschlingt.

Die berühmte Schlusspassage aus Kants «Kritik der praktischen Vernunft» will dieser eigentümlichen Konstellation gerecht werden: «Zwei

*Die staunenswerte Fähigkeit
eines sterblichen Lebewesens, zum
Schauplatz und Spielraum des
ganzen Weltalls zu werden.*

Dinge erfüllen das Gemüt mit immer neuer und zunehmender Bewunderung und Ehrfurcht, je öfter und nachhaltender sich das Nachdenken damit beschäftigt: Der bestirnte Himmel über mir, und das moralische Gesetz in mir. Beide (...) sehe (ich) vor mir und verknüpfe sie unmittelbar mit dem Bewusstsein meiner Existenz.»

Wer in einer klaren Nacht, an einem Ort, da kein künstliches Licht die Wahrnehmung trübt, hinaufblickt in den Tiefenraum der Sternzeit und ihrer uralten Lichtsignale, dem muss der Zwiespalt offensichtlich werden: dass er als physisches Geschöpf nichts ist, eine Millisekunde Nichtigkeit inmitten dieser – wie Kant sagt – «Welten von Welten und Systemen von Systemen». Doch als Person und als geistiges Wesen, das seine besondere Existenzweise erkennt, ist er etwas radikal Anderes; etwas, das sich selber gewissermassen übersteigt und verlässt – auf ein Ganzes hin, in

welchem er für sein Fragen und Sich-Verwundern-Können keinen Platz mehr findet, wenn er sich allein auf seine physikalischen Eigenschaften zu reduzieren versucht.

Ein Jahrhundert vor Kant fasste Blaise Pascal die Verwunderung über die paradoxe Struktur seines Daseins in die berühmten Worte: «L'homme n'est qu'un roseau, le plus faible de la nature; mais c'est un roseau pensant.» Der Mensch ist ein Schilfrohr, das denkt. An diesem Befund, wie metaphorisch er auch formuliert sein mag, eröffnet sich das Staunen, das ich mir nicht abgewöhnen kann, so sehr ich auf naturwissenschaftliche Einsicht und rationale Selbstkritik erpicht bin.

Vom Staunen ist die Rede, nicht von Metaphysik. Soll heissen: Der cartesianische Dualismus von *res cogitans* und *res extensa*, Körper und Geist, führt in Sackgassen, in die man sich nicht mehr verlaufen sollte. Nur: Der physikalistische Monismus vermag – als philosophische Gesamterklärung, nicht als spezielle Methode! – ebenso wenig zu überzeugen. Wie unser (Selbst-)Bewusstsein ins naturwissenschaftliche Gefüge und in die Objektivität neuropsychologisch erfassbarer Gehirnaktivitäten zu überführen wäre, ist noch immer rätselhaft. Was daraus folgt, darüber streiten die besten zeitgenössischen Denker. Doch zur «Philosophie des Alltags» gehört es nicht mehr.

Ganz im Gegensatz zur merk-würdigen Erfahrung, sich gleichzeitig von aussen und von innen zu erleben, als ein winziges Glühwürmchen und zugleich als jenes Subjekt, in dem all das erscheint, was überhaupt ist – vom Universum bis zur kleinsten Irritation unserer Seelenlage beim Blick ins Himmelszelt.

Auch was man «Menschenwürde» nennt, ist nur zu verstehen, wenn wir von unserem personalen Bewusstsein ausgehen; jener staunenswerten Fähigkeit eines sterblichen Lebewesens, zum Schauplatz und Spielraum des ganzen Weltalls zu werden – was sonst wohl keinem Tier und keiner Rechenmaschine geschieht.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.

Kochen mit Wittgenstein

Beim Kochen mit den Kindern hat er mich erst kürzlich wieder heimgesucht: der späte Wittgenstein. Nun hat Ludwig Wittgenstein sich nicht als Autor von Kochbüchern hervorgetan. Er kann kaum als Anhänger kulinarischen Hochgenusses gelten, wenn stimmt, dass er einmal gesagt haben soll, es sei ihm egal, was er esse: Hauptsache immer das Gleiche. Vielmehr wurde mir wieder einmal bewusst, wie viel implizites Handlungswissen hat, wer nach einem Rezept zu kochen versteht, und wie viel Handlungswissen und Handlungskontext den Kindern vermitteln muss, wer ihnen Kochen beibringen möchte. Und das klappt am besten, indem man mit ihnen kocht! Den späten Wittgenstein kann das nicht verwundern. Für ihn ist klar: Kochen ist eine Praxis.

Das Spätwerk Wittgensteins, die «Philosophischen Untersuchungen», habe ich – gemäss Eintrag auf den ersten Seiten – am 25. Oktober 1990 mit dem 1. Band der Werkausgabe im ersten Semester als Philosophiestudent erstanden. Im sel-

ben Band ist auch der «Tractatus logico-philosophicus» enthalten und es war dieser frühe Wittgenstein, der mich damals aus einem Informatikstudium an der ETH heraus in den Bann und ins Philosophiestudium an die UZH zog. Faszinierend fand ich den sprachlichen Duktus, die Radikalität von Inhalt und Form und die eingesprengten Formalismen. Für den frühen Wittgenstein ist klar, dass die Welt sprachlich erfasst werden kann, so dass «die Grenzen meiner Sprache ... die Grenzen meiner Welt» bedeuten. Grenzen austesten, das tut beim frühen Wittgenstein aber nur der Philosoph, der dabei erkennt, dass seine Sätze eigentlich unsinnig sind. Nur Sätze der Naturwissenschaft sind für ihn streng genommen sinnvoll.

Der späte Wittgenstein ist hingegen Pluralist und sein Konzept des radikalen Lernens einer Praxis entspricht dem, was Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler an der Universität tun: die Grenzen der jeweiligen wissenschaftlichen Praxis testen, diese erweitern, revidieren, weiterentwickeln. Es entspricht auch dem, was wir als for-

schendes Lehren und Lernen bezeichnen: die Studierenden durch Forschung zur Wissenschaft und in wissenschaftliche Praxis einzuführen. Es entspricht schliesslich auch dem, was Kinder nicht nur beim Kochen tun: Grenzen testen, Autorität in Frage stellen. Auch sie wollen wissen, was Sache ist.

Mit Wittgensteins Begriff von Praxis, Lernen und Verstehen habe ich mich in meiner Dissertation auseinandergesetzt. Die Werkausgabe Band 1 hat mich daher vom ersten bis zum letzten Semester meines Studiums immer wieder intensiv begleitet. Entsprechend zerlesen, zerzaust und mit Notizen vollgekrabbelt ist meine Ausgabe heute. Klebeband hält sie noch zusammen.

Dr. Ulvi Doguoglu
ist Geschäftsführer am
Prorektorat Geistes- und
Sozialwissenschaften
und Leiter a. i. Hochschul-
didaktik an der UZH.





STARTUPS.CH 
Clever eine Firma gründen

STARTUPS.CH unterstützt Neugründer auf dem Weg in ihre Selbständigkeit - vor, während und nach der Gründung

- ▶ Sicher, schnell und einfach - Sie erhalten Ihre Gründungsdokumente innert 24 Stunden
- ▶ Persönliche Beratung an 20 Standorten in der Schweiz
- ▶ Eigene Juristen, Treuhänder und Ökonomen
- ▶ Tiefe Gründungskosten dank starken Partnern
- ▶ Erfahrung aus über 10'000 Firmengründungen
- ▶ Weitere Dienstleistungen, wie Businessplan-Beratung, Treuhand, juristische Verträge, Markenschutz und vieles mehr.

www.startups.ch - Offerte online rechnen und durchstarten

Die Partner von STARTUPS.CH





Kolossales Spektakel: Dreissig Meter hoch war das Lichtbild von Benito Mussolini 1933 am Mailänder Dom.

Duce am Dom

Benito Mussolini war mit einer Körpergrösse von 1,69 Metern bekanntermassen kein Hüne. Umso mehr stand dem Duce der Sinn nach grossartiger Inszenierung. Dreissig Meter hoch ragte sein Konterfei 1933 zum Jahrestag der faschistischen Revolution in die Höhe – als Lichtbild an der Fassade des Mailänder Doms. Mit diesem Bravourstück faschistischer Bildpropaganda gelang Mussolini nicht nur ein überwältigendes, kolossales Spektakel. Es offenbart auch seinen wiederholten Versuch, geistige Orte der katholischen Kirche zu besetzen.

In ihrer Dissertation analysiert Nanni Baltzer dieses Beispiel der Fotomontage im faschistischen Italien und zahlreiche weitere. Obwohl das italienische Regime auf bahnbrechende Weise mit der Fotomontage experimentierte, wurde diesem Aspekt in der Forschung bisher kaum Rechnung getragen. Nanni Baltzer schliesst diese Lücke mit einem umfassenden, illustrierten Werk, das Licht auf bisher unbekannte Aspekte faschistischer Propaganda, aber auch auf die Entwicklung der Fotomontage als junge künstlerische Gattung wirft.

Wie die Autorin darlegt, wurde der Fotomonteur, dieser «neue Typus des Künstlers», von den

totalitären Regimen begeistert gefördert: Stalins Sowjetunion, Nazideutschland und Mussolinis Italien – alle benützten die neue Technik. Mit emotionalisierenden Bildern führten sie einen Kampf um Sinndeutung und Legitimation. Dass die Fotomontage bis dahin vor allem als linkes Genre in Erscheinung getreten war – und bis heute mit den Dadaisten um Hannah Höch und John Heartfield, mit El Lissitzky und Alexander Rodtschenko assoziiert wird –, störte die italienischen Faschisten offenbar nicht weiter.

Interessant mit Blick auf aktuelle Tendenzen der räumlichen Inszenierung von Fotografie sind Baltzers Ausführungen zu neuartigen Gestaltungsmethoden. So wurden im Auftrag des Duce dreidimensionale Fotomontagen und innovative Ausstellungsdesigns entworfen. Die raumgreifenden Inszenierungen verfehlten ihren Zweck nicht, das Publikum von der gestaltenden Kraft des Duce zu überzeugen. Der Autorin gelingt es, zu zeigen, dass die Fotomontage als Instrument überaus geeignet war, einer wie auch immer gearteten, rechten oder linken Ideologie prägnanten Ausdruck zu geben.

Sascha Renner ist freier Kunstjournalist.

Literatur: Nanni Baltzer: Die Fotomontage im faschistischen Italien. Aspekte der Propaganda unter Mussolini; Reihe: Studies in Theory and History of Photography 3; Verlag De Gruyter, Berlin 2015

Tod am Tödi

Die Alpen sind ein beliebtes Freizeitziel für Akademiker und Akademikerinnen in Zürich, und das seit langem. So wurde der norddeutsche Historiker und Nobelpreisträger Theodor Mommsen während seiner Zeit an der Universität Zürich Mitte des 19. Jahrhunderts ein begeisterter Berggänger. Auch Marie Heim-Vögtlin, die erste Schweizer Ärztin, liebte alpine Abenteuer und ging so oft wie möglich «z'Berg». Leistungswille und Durchhaltevermögen sind an beiden Orten gefragt. Die erste Ökonomeprofessorin an der UZH, Heidi Schelbert, ist als kühne Alpinistin bekannt geworden, und der Akademische Alpenclub Zürich praktiziert seit 1896 mit Erfolg das führerlose Bergsteigen.

Doch in den Bergen lauert auch das Verhängnis. Im August 1866 versetzte eine Vermisstmeldung die Zürcher Hochschulen in Aufregung. Sie galt dem 29-jährigen Germanisten Hugo Wislicenus, Dozent an der Universität und am Polytechnikum. Durch eine brillante Studie über die Symbolik von Sonne und Tag in der germanischen Mythologie hatte der Spross einer deutsch-polnischen Gelehrtenfamilie schon in jungen Jahren Aufsehen erregt. In den Semesterferien war er zu einer Tour ins Tödigebiet aufgebrochen. Er wollte über den 2780 m hohen Sandpass vom Glarnerland nach Disentis wandern.

Wislicenus fand den Weg über den Sandfirn aber nicht und musste umkehren. Statt auf der Alp Ober Sand zu übernachten, wählte er als neues Tagesziel die Grünhornhütte. Diese unbewartete Schutzhütte auf 2448 m war die erste Unterkunft des Schweizer Alpen-Clubs, als Stützpunkt für die Tödibesteigung erst zwei Jahre zuvor eingeweiht. Doch Hugo Wislicenus erreichte sie nie – ein heftiges Unwetter entlud sich an diesem Abend über den Glarner Bergen. Erst Ende August fand eine Suchmannschaft seine Leiche in einer steilen Runse unterhalb des Hüttenwegs, fusshoch mit Schnee bedeckt. Wislicenus hatte wohl durch den Sturz das Bewusstsein verloren und war dann erfroren. Eine Gedenktafel etwas oberhalb der Panthenbrücke über die Linth erinnert noch heute an den Zürcher Gelehrten. Margrit Wyder

Süsses Nichtstun

Die Musse ist nicht per se müssig, aber in der Leistungsgesellschaft kommt sie unter Druck. Das trifft auch in Japan zu. Allerdings gibt es dort einige Nischen, wo Menschen dem kontemplativen Nichtstun frönen. Von Claudio Zemp

Es scheint müssig, zu schreiben, man bedürfe der Musse, um sich der Geschichte der Musse zu widmen. Doch selbstverständlich ist es nicht, in unserem Zeitalter der Effizienz, wo dem Nichtstun kaum Platz eingeräumt wird. «Wir haben es verlernt, einfach zu sein», sagt die Japanologin Simone Müller. Die Privatdozentin am Asien-Orient-Institut der UZH erachtet die Musse als zentralen Freiraum, den es braucht, damit sich Gedanken entwickeln können. Das Bedürfnis nach «zweckfreier Zeit» sei entsprechend universell: «Sowohl in Japan als auch im Westen wird vermehrt nach einer Zeit der Musse gefragt.»

Nichtstun macht kreativ

Zurück zu den Wurzeln des Wortes also. Etymologisch sei die Musse sehr nah beim «Müssen», sagt Müller: «Im Mittelhochdeutschen bezeichnete beides die Zeit, den Raum und die Gelegenheit, um etwas tun zu können.» Im Lauf der Zeit hat sich die Bedeutung verschoben. Die alten Griechen zählten noch alles Gute zur «scholé», was so viel wie freie Zeit bedeutete. Aristoteles zum Beispiel schätzte die Mussezeit entsprechend hoch, hält Müller fest: «Erst das aktive Nichtstun setzt kreative Prozesse in Gang. Dies war eine Vorbedingung, dass Kultur und Kunst entstehen konnten.»

Im Lateinischen entsprach der Musse das Wort «otium». Die geschäftigen Römer hielten aber zugleich den Gegenbegriff «negotium» hoch. Die Musse wandelte sich zum Gegensatz von Arbeit. Die protestantische Arbeitsethik wusste mit dem Müssiggang entsprechend wenig anzufangen. In Europa hat die Musse seither weitgehend eine negative Färbung behalten, so Müller: «Sie wird mit Faulheit gleichgesetzt und mit dem Fehlen einer sinnvollen Beschäftigung.»

Im Japanischen gibt es kein Wort, das der deutschen Musse entspricht: «Der Mussebegriff in Japan umfasst unterschiedlichste Zeit- und Lebensgefühle: Verzögerung, Langsamkeit, Melan-

cholie oder zweckfreie Zurückgezogenheit.» Am nächsten komme der Musse der japanische Ausdruck «yoyū», was je nach Kontext entweder Gelassenheit, Freiraum, Spielraum oder schlicht freie Zeit bedeutet. Japan sei aber selbstverständlich keine Freizeitgesellschaft, stellt Müller klar: «Es wird Fleiss und nicht Müssiggang gefordert.»

Abkehr vom Überfluss

Es gibt jedoch in der japanischen Kultur mehrere Konzepte, die den Müssiggang ästhetisieren. Viele dieser Konzepte stehen in Zusammenhang mit dem Zen-Buddhismus. Enthaltensamkeit und Selbstgenügsamkeit sind traditionelle japanische Ideale. Müller beobachtet in der zeitgenössischen Literatur Japans Tendenzen einer Rückbesinnung

*Der Philosoph Kokubun Kōichirō
plädiert für eine Ethik der Langeweile –
sein Ratgeberbuch wurde in Japan
zum Bestseller.*

auf Musse-Konzepte aus dem Mittelalter. In der japanischen Jugend etwa gebe es einen neuen Minimalismus, sie pflegt eine Ästhetik des Verzichts.

Japanische Autoren forderten eine Rückbesinnung auf essenzielle Bedürfnisse. Der Philosoph Kokubun Kōichirō etwa landete mit einem einschlägigen Ratgeberbuch einen Bestseller. Die Abkehr vom Überfluss sei populär, sagt Müller: «Kōichirō plädiert für eine Ethik der Freizeit und Langeweile.» Mit Misaki Ryūichirō nahm ein weiterer Zeitgenosse das Thema auf und publizierte einen Ratgeber mit dem knackigen Titel «Lebensweise ohne Begehren. Empfehlung des hohen Müssiggängers». Dieser wiederum ist eine Reverenz an Natsume Sōseki (1867 – 1916). Japans einflussreichster Schriftsteller der Moderne widmete dem «hohen Müssiggänger» – «kōto yūmin» –

mehrere Romane. Die Protagonisten in diesen Werken sind Bildungsbürger, die ihren Lebensunterhalt nicht durch reguläre Arbeit bestreiten müssen, sagt Müller: «Sie können ihre freie Zeit dem Studium oder der Kunst widmen.»

Sōseki hatte einen ursprünglich negativ besetzten Begriff aufgenommen und umgedeutet. Der Müssiggänger, «yūmin», war im Konfuzianismus ein Mensch, der nichts zur Gesellschaft beiträgt, ein unnützes Mitglied, dem Schmarotzertum angekreidet wurde. Im Umkreis des Schriftstellers entstand eine Literaturströmung, die «Yoyūha». Diese Gruppe der Gelassenheit idealisierte den Begriff und mass dem schöngestigen Flanieren einen neuen Wert zu. Ihre literarische Ambition war, ein Gefühl der reinen Betrachtung hervorzu-rufen, sagt Müller: «Die Künstler kritisierten damit die Moderne, den Glauben an den Fortschritt und grenzten sich so vom Westen ab.»

Die Musse und ihre Pendants «idleness» und «loisirs» kamen auch in Europa immer wieder in Mode. Zeitgleich mit ihren japanischen Kollegen landeten im 21. Jahrhundert deutsche Denker Bestseller mit der Forderung nach Entschleunigung. Etwa der Soziologe Hartmut Rosa mit seiner Analyse der «Beschleunigungsgesellschaft» oder Ulrich Schnabels «Musse: vom Glück des Nichtstuns». Auch sie konnten auf eine lange Tradition von Hymnen auf die Langeweile bauen. Bereits 1931 schrieb der britische Philosoph Bertrand Russell «ein Lob des Müssiggangs».

Sich selber finden

Die geforderte Selbstgenügsamkeit bleibt hüben wie drüben ein Ideal. Sie stösst im Arbeitsalltag an Grenzen. In Japan gibt es immerhin eine Reihe von Nischen für die Musse. An erster Stelle erwähnt Simone Müller die hochkultivierte japanische Badekultur: «Das Bad ist ein Rückzugsort, der sowohl der körperlichen als auch geistigen Reinigung dient.» Weitere Beispiele sind traditionelle Kunstfertigkeiten wie das Blumenstecken oder auch die Teezeremonie.

All diesen Tätigkeiten sei gemeinsam, dass sie kontemplativ sind, so Müller: «Man versucht durch eine Wiederholung von sehr langsamen, stark reglementierten Abläufen zu sich selbst zu finden.» Der angestrebte Effekt sei eine Entzeitlichung, die letztlich für Ruhe zwischen Geist und Körper Sorge: «In der Teezeremonie geht es



Gärten sind in Japan Biotop der Musse: Japanologin Simone Müller.

um eine starke Verlangsamung des Handlungsablaufs.» Das Ritual wird in Japan vorwiegend von Frauen praktiziert, die Teemeisterinnen üben sich in Stille, Konzentration und Geduld. Dadurch erlangen sie Zugang zu einer anderen zeitlichen Realität. Schon der Weg in das Teehaus markiert den Übergang: «Man geht typischerweise durch einen Garten, wobei der Weg hin zum Teepavillon die Funktion hat, durch verschiedenen Rituale, Reinigungen und Übergänge den Besucher auf sein eigenes Bewusstsein zurückzuwerfen», sagt die Japanologin.

Paradiesisches Universum

Die vielfältige japanische Gartenkultur ist ein weiteres Biotop der Musse. Bereits in der Heian-Zeit ab dem 8. Jahrhundert wurden am japanischen Hof Teichgärten (samsui) gebaut. Die Aristokraten trafen sich am Teich, um Gedichte zu rezitieren oder auf einer Bootsfahrt gemeinsam zu feiern. Kurz: Sie frönten dem Müsiggang. Im 12. Jahrhundert kamen die Trockenlandschaftsgärten auf, die typisch für die vom Militäradel regierte Kamakura- und Muromachi-Zeit sind. «Diese Trockenlandschaftsgärten sind nicht begehbar, sie sind eine Abstrahierung der Natur, eine Imitation in ihrem inneren Wesen», so Müller.

Der berühmteste Trockenlandschaftsgarten im Ryōanji-Tempel von Kyōto ist bis heute ein Touristenmagnet. Das Ziel des Besuchs ist erneut die meditative Rückbesinnung, sagt die Japanologin: «Durch die Kargheit der Gärten erreicht der Besucher ein Gefühl der leeren, reinen Betrachtung.» Seit dem 16. Jahrhundert gab es in Japan die Teegärten. «Hier finden sich Formen der Musse wieder, das Teehaus steht im Übergang von der irdisch-zeitlichen zur entzeitlichten Welt», sagt die Forscherin.

Das Lustwandeln ist auch in den Wandelgärten des 17. Jahrhunderts möglich. In diesen Gärten bei den Shogun-Palästen findet man in Miniatur nachgebaute berühmte japanische Ortschaften (meisho). So kann man an einem Ort durch das Land flanieren. Auch im Wandelgarten erkennt Müller eine Nische der Musse: «Wieder sehen wir das Bestreben, ein Universum in paradiesischer Form in Miniatur zu rekonstruieren.»

In der Geschichte Japans gab es immer wieder Bewegungen, die sich bewusst von der Welt abwandten. Eremiten etwa lehnten sich im Mittel-

FORSCHUNG

alter gegen den Kriegeradel auf, indem sie sich in Klausen zurückzogen. Auch diese Bewegungen von «Rückszugsintellektuellen» stellen für die Japanologin eine Art gelebte Musse dar. Ebenso wie das Eremitentum eine Kritik an der Feudalgesellschaft war, gibt es moderne Formen der Kritik an der kapitalistischen Leistungsgesellschaft, sagt Müller.

Der Schriftsteller Mishanokôji Saneatsu gründete 1918 das sozialutopische Konzept «Atarashiki mura». Das «neue Dorf» existiere bis heute als gelebte Gesellschaftsform, der Musse wichtig ist, sagt Müller: «In dieser Gesellschaft wird die Arbeitszeit so tief wie möglich gehalten, um möglichst viel Freiraum für die Entfaltung der natürlichen Gaben und die Selbstvollendung der eigenen Persönlichkeit zu generieren.»

Aufstand der Amateure

Alternative Bewegungen, die sich gegen Neoliberalismus, Globalisierung oder Konsumgesellschaft auflehnen, tauchen in Japan bis in die Gegenwart auf. Zum Beispiel die Recycling-Gruppe «Shirôto no ran». Dieser «Aufstand der Amateure» brachte nach der Atomkatastrophe von Fukushima eine Reihe von bunten Protestformen hervor. Die Protestbewegungen eroberten sich bewusst einen kulturellen Freiraum mit Musik, Tanz und Verkleidung.

Der Karneval will nicht nur auf sich aufmerksam machen; er wirkt auch gegen innen stärkend: «Durch eine Betonung der Unterhaltung bringen die Protestbewegungen eine indirekte Kritik am profitorientierten, auf Höchstleistungen ausgerichteten kapitalistischen System zum Ausdruck», sagt Simone Müller. Der Aufstand der Amateure gegen die Leistungsgesellschaft zelebriert schrill eine alternative Lebensform – ein untypisch lautes Statement für mehr Musse.

Kontakt: PD Dr. Simone Müller, simone.mueller@aoi.uzh.ch



80 Prozent aller jungen Leukämiepatienten können heute geheilt werden. Die Behandlung ist aber immer noch sehr belastend.

Blutkrebszellen in den Selbstmord treiben

Viele Kinder werden heute von Leukämie geheilt. Manche Blutkrebszellen überlebten bisher jedoch die Chemotherapie. Gegen sie haben Forschende am Kinderspital nun eine biochemische Waffe gefunden. Von Katja Rauch

Die Leukämiebehandlung bei Kindern ist eine ungeheure Erfolgsstory. Noch vor 40 Jahren überlebte ein Drittel aller erkrankten Kinder. Heute sind es 80 oder vielleicht bis 90 Prozent, wenn die

neuesten Studien stimmen. Das Erstaunliche dabei: Für diesen riesigen Fortschritt waren keine medizinischen Revolutionen nötig. Alles, was es brauchte, war ein immer besserer Umgang mit



den althergebrachten Medikamenten, die schon seit den 1950er- bis 1970er-Jahren in den Kliniken angewendet werden. Die Ärztinnen und Ärzte haben gelernt, in welchen Behandlungszyklen und wie kombiniert diese Chemotherapeutika besonders effizient wirken.

Gang durch die Steilwand

Ein Spaziergang ist eine solche Behandlung freilich immer noch nicht, sondern eher eine Extrembergtour. Insbesondere bei einem Leukämierückfall, wenn die Ärzte bei der Dosierung der Medikamente auf mehr Risiko setzen müssen, gleicht sie einem Gang durch eine Steilwand. Mit

diesem Bild erklärt der Arzt Jean-Pierre Bourquin vom Kinderspital Zürich den betroffenen Familien jeweils, was auf sie zukommt. Denn trotz aller Fortschritte sind die Nebenwirkungen einer Chemotherapie immer noch dramatisch. Einmal in der Wand, gibt es keinen Ausweg mehr. Nun müssen alle am gleichen Strick ziehen, um gemeinsam heil oben anzukommen.

Die erste, intensive Phase der Chemotherapie dauert etwa sechs Monate. Sie läuft in Zyklen ab: In der Regel ein paar Tage oder eine Woche Chemotherapie, zwei bis drei Wochen Pause, dann der nächste Schlag. Nach dem ersten halben Jahr können die Medikamente reduziert werden und

nach insgesamt zwei Jahren ist die Therapie beendet. Wenn nach fünf Jahren kein Rückfall auftritt, gelten die Kinder als geheilt.

So erreichen am Ende die meisten der jungen Patienten nach langem Leiden und Durchstehen glücklich den Gipfel. Bis heute kämpfen die Ärztinnen und Ärzte in diesen medizinischen Extrembergtouren allerdings mit einem Problem: Rund 20 Prozent der Kinder sprechen nicht richtig auf diese Therapie an, die bei den anderen so erfolgreich ist. Diese 20 Prozent haben eine sehr schlechte Prognose. Vor allem die Kinder, die bei einem Rückfall nochmals schlecht auf die Therapie ansprechen, schaffen es nicht.

Zelluläre Selbstmordprogramme

Mit einer neuen Strategie könnten jedoch in Zukunft auch viele dieser Kinder die Steilwand passieren und den Blutkrebs überwinden. Ein Team von Wissenschaftlern des Kinderspitals unter

*Bei Leukämie teilen sich
Blutzellen schneller, als sie sterben,
bis sie alles überfluten.*

Leitung der UZH-Forschenden Jean-Pierre Bourquin und Beat Bornhauser hat einen Weg gefunden, um auch behandlungsresistente Leukämiezellen gezielt zu eliminieren.

In ihrer Forschung geht es um die akute lymphoblastische Leukämie (ALL), in der Schweiz die häufigste Krebsart bei Kindern. Bei dieser akuten Blutkrebsform teilen sich die weissen Blutkörperchen unkontrolliert, ohne dass sie sich richtig ausbilden. Diese funktionsuntüchtigen Zellen verdrängen mit der Zeit alle anderen Arten von gesunden Zellen im Knochenmark, bis schliesslich 80 oder 90 Prozent aller Zellen im Knochenmark Leukämiezellen sind.

In einem gesunden Körper werden defekte Zellen von ihrem eigenen genetisch gesteuerten molekularen «Selbstmordprogramm» rechtzeitig ausgeschaltet. Dies passiert jeden Tag millionenfach in jedem von uns. Bei Leukämie jedoch teilen sich die Krebszellen schneller, als sie sterben, bis sie alles überfluten. Erst die Chemotherapeutika schaffen es, diese Zellen so stark zu schädigen, dass ihr «Selbstmordmechanismus» ausgelöst

wird und sie absterben. Doch einige Arten von Leukämiezellen haben Wege gefunden, um den eigenen Zelltod selbst dann noch erfolgreich zu unterdrücken. Trotz aggressivster Medikamente bleiben sie resistent.

Lange glaubte man, dass es nur eine Art von genetisch programmiertem Zelltod gibt, die sogenannte Apoptose. Seit einiger Zeit ist jedoch klar: Neben der Apoptose existieren noch etwa ein halbes Dutzend weitere zelluläre Selbstmordprogramme. «Deshalb ist unsere Forschung so interessant», sagt Beat Bornhauser: «Wenn resistente Leukämiezellen ihre Apoptose unterdrücken, ist es eine naheliegende Idee, dass man versucht, einen anderen Zelltod zu bewirken.» Die Frage ist nur: Wie findet man einen Wirkstoff, der diesen alternativen Zelltod auslöst?

Die Forscher fanden etwas sehr Vielversprechendes – und das eher zufällig. Eigentlich testeten die Wissenschaftler Substanzen namens Smac Mimetica, die die Apoptose auslösen sollten. Und siehe da, die Substanzen wirkten wunderbar – aber sie führten nicht zur Apoptose, sondern zu

einem anderen Zelltodmechanismus namens Nekroptose. Selbst als die Forscher die Apoptose mittels Genschere komplett blockierten, funktionierten die Smac Mimetica immer noch und töteten die Krebszellen ab.

Neue Waffe gegen Blutkrebs

«Das ist absolut spannend», begeistert sich Bornhausers Kollege Jean-Pierre Bourquin. «Diese alternativen Zelltodmechanismen sind eine wirkungsvolle Waffe gegen Krebs. Offenbar gibt es noch ganz andere Wege, um bösartige Zellen zu töten, als man bisher glaubte.» Je mehr verschiedene Wege die Medizin kennt, desto besser kann sie den Leukämien der unterschiedlichen Patienten zu Leibe rücken. Leukämiezellen nämlich sind absolute Individualisten – keine Patientenprobe verhält sich gleich wie die andere. Bornhauser und Bourquin konnten das auf eigens entwickelten Knochenmarkkulturen zeigen – mit Hilfe von Stützzellen, die aus dem Knochenmark von gesunden Spendern isoliert wurden. Auf diesen Stützzellen überleben die Leukämiezellen wo-

chenlang, während sie in herkömmlichen Zellkulturen innerhalb von wenigen Tagen zugrunde gehen würden.

Fünfundzwanzig Patientenproben haben die UZH-Forscher auf diese Weise untersucht und sie der Wirkung von achtzig Medikamenten ausgesetzt. Das Resultat ist faszinierend: Jedes Chemothera-

Leukämiezellen sind absolute Individualisten – keine Patientenprobe verhält sich wie die andere.

peutikum wirkt völlig individuell. Während bei den einen Patienten kleinste Dosen genügen, brauchen andere schon eine gehörige Portion, bis sich bei ihren Leukämiezellen etwas verändert.

Das zeigt, dass auch die neuen Strategien gegen den Blutkrebs keine absoluten Heilmittel sein werden. Wichtig ist aber, dass sich in den Kulturen Untergruppen erkennen lassen, in-





BRAIN WORK

Gincosan® bei nachlassender geistiger Leistungsfähigkeit mit:

- Gedächtnisschwäche
- Konzentrationsmangel
- Vergesslichkeit





Vifor Consumer Health
Zulassungsinhaber: Ginsana SA
Auslieferung: Vifor Consumer Health SA

Lesen Sie die Packungsbeilage.

20% RABATT
beim Kauf einer Packung Gincosan® 30 / Gincosan® 100
Erhältlich in Ihrer Apotheke oder Drogerie bis 31.12.2016. Nicht mit anderen Bots oder Rabatten kombinierbar.
7 16 4 01 01 1 8 3 3 2
UZH

nerhalb derer sich alle Leukämieproben ähnlich verhalten. Und in gewissen Untergruppen von Leukämien ist der programmierte Zelltod per Nekroptose eine Schwachstelle, die sich nutzen lässt.

Kombiniert mit herkömmlichen Chemotherapien ist der medikamentöse Angriff über diese neue Eingangspforte eine vielversprechende Strategie gegen bisher resistente Leukämien. Im Mausmodell, ebenfalls am Kinderspital Zürich entwickelt, hat sich das bereits bestätigt: Resistente menschliche Leukämiezellen verhielten sich im lebenden Organismus der Maus genau gleich wie in der Knochenmarkkultur. Bei Zugabe von Smac Mimetica gingen sie in vielen Fällen zugrunde und die Maus wurde leukämiefrei.

Die Hoffnung ist also, dass sich mit dieser innovativen Medikamentenstrategie künftig vielen Kindern mit Rückfällen besser helfen lässt. Insbesondere natürlich auch jenem Drittel der jungen Rückfallpatienten, die bisher nicht geheilt werden konnten. Über den neuen Signalweg der Nekroptose soll der Blutkrebs auch bei ihnen so

gut unter Kontrolle gebracht werden, dass er anschliessend mit einer Immuntherapie erfolgreich zu Ende behandelt werden kann.

Weniger schädlich


Schon heute bedeutet die Immuntherapie für Rückfallpatienten oft die letzte Hoffnung. Dabei können Abwehrzellen so umprogrammiert werden, dass sie die Leukämiezellen erkennen und vernichten. Als diese Methode vor einigen Jahren aufkam, stellte sie im Gegensatz zur einfach immer feiner und besser werdenden Chemotherapie tatsächlich eine kleine Revolution in der Krebsbekämpfung dar. Aber erstens: Auch die Immuntherapie funktioniert leider nicht bei allen Patientinnen und Patienten. Und zweitens: Sie kann heute ihre Wirkung erst entfalten, nachdem der Krebs mit der konventionellen Chemotherapie toxisch eingedämmt worden ist – mit all ihren kurzfristig sehr krankmachenden und langfristig eventuell sogar genomschädigenden Auswirkungen.

«Unser Ziel ist deshalb», so Beat Bornhauser und Jean-Pierre Bourquin, «dass wir mit Hilfe

von Smac Mimetica die Leukämie mit weniger toxischen und genomtoxischen Kombinationen bekämpfen können, bis die Immuntherapie greift.» Das erspart den betroffenen Kindern sehr viel Leid und vermindert auch die langfristigen Risiken.

Mit anderen Worten: Die medizinische Extrembergtour, welche die leukämiekranken Kinder durchstehen müssen, wird weniger steil – und noch viel mehr Kinder werden es schliesslich bis auf den Gipfel schaffen und heil wieder zurück.

Kontakt: Dr. Beat Bornhauser, beat.bornhauser@kispi.uzh.ch, PD Dr. Jean-Pierre Bourquin, jean-pierre.bourquin@kispi.uzh.ch



Executive M.B.L.-HSG
University of St. Gallen

St. Gallen Zürich Frankfurt a.M. Luxembourg Brussels New York Harvard Shanghai Tokyo Austin

"One of the most innovative law programs for mid-career legal and business professionals"
– Financial Times

"From insight to impact"

Executive Master of European and International Business Law E.M.B.L.-HSG

- 18-month part-time program
- For lawyers & non-lawyers
- Teaching language: English
- 9 modules, 9 different program locations in Europe, the U.S. and Asia
- Academic title (Executive Master of European and International Business Law E.M.B.L.-HSG)

Early Bird Discount until 30 November

+41 (0) 71 224 28 66 | mbhlhg@unisg.ch | www.mbl.unisg.ch

Kultur Campus

Theater Campus

WIE POLITISCH MUSS THEATER SEIN?

05. – 14. Okt 2016

BACKSTAGE TALK PARTY

THEATER FÜR 10. – STUDIERENDENTAGE AM SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

schauspielhaus.ch/kulturcampus
facebook.com/theatercampus

 Stadt Zürich Kultur
  Swiss Re
  CREDIT SUISSE
  MIGROS kulturprozent
  VSUZH



Erforscht, wie wir die Welt bewusst wahrnehmen: Neurowissenschaftler Frank Scharnowski.

Daumenkino des Bewusstseins

Unsere Wahrnehmung ist kein stetiger Fluss von Sinneseindrücken. Vielmehr verarbeitet das Gehirn unbewusst die Sinnesreize und spielt in unregelmässigen Abständen Schnappschüsse ins Bewusstsein. Von Theo von Däniken

Wir sitzen im Kino. Aus dem Weltraum blicken wir auf die riesigen Umrisse des Jupiter. Zu Johann Strauss' «An der schönen blauen Donau» taucht die Sonne hinter dem Planeten auf, von rechts schwebt ein zylinderförmiges Raumschiff ins Bild. Die Kamera gleitet über ein Wolkenmeer, dann scheint eine gigantische radförmige Raumstation zu den Walzerklängen ins Bild zu tanzen. Die berühmte Szene aus Stanley Kubricks Film «2001 – A Space Odyssey» nehmen wir als eine einzige ununterbrochene Bewegung wahr. Was wir aber tatsächlich sehen, sind 24 Einzelbilder pro Sekunde, die unser Hirn zu diesem kontinuierlichen Reigen zusammensetzt. Dass die Bewe-

gung im Kino eigentlich eine Täuschung ist, die uns unser Hirn nur vorspielt, ist bekannt. Doch wie verhält es sich eigentlich mit der Wirklichkeit? Wie nehmen wir die Welt überhaupt wahr? Ist es ein kontinuierlicher Strom von Eindrücken, der in unser Bewusstsein fliesst, oder sind es auch hier Einzelbilder, die unser Hirn zu einem Kontinuum zusammensetzt und uns so einen unterbrochenen zeitlichen Ablauf suggeriert?

Nachträglich interpretieren

Spontan erscheint uns die Welt selbstverständlich als ein lückenloses Kontinuum von Eindrücken. Doch es gibt Indizien, dass die bewusste Wahr-

nehmung so nicht funktioniert. Ein Indiz ist zum Beispiel der Effekt der «apparent motion»: Zeigt man jemanden einen grünen Punkt an einer Stelle und kurz darauf einen roten an einer anderen, so nimmt er wahr, dass sich der Punkt vom ersten zum zweiten Ort bewegt und auf halbem Weg die Farbe wechselt. Für den Neurowissenschaftler Frank Scharnowski zeigt das, dass wir die Welt nicht als einen kontinuierlichen Strom von Eindrücken wahrnehmen: «Sie können nicht während der Bewegung den Farbwechsel sehen, denn Sie wissen ja erst, wenn der rote Punkt präsentiert wird, dass er rot wird.» Anders gesagt: In unserer Wahrnehmung «sehen» wir den Farbwechsel, bevor wir wissen können, welche Farbe der Punkt überhaupt annehmen wird. «Das zeigt, dass wir erst im Nachhinein interpretieren, was passiert ist», erklärt Scharnowski.

Wie also entsteht unsere bewusste Wahrnehmung der Welt? Gemeinsam mit dem Psychophysiker Michael Herzog von der EPF Lausanne hat Scharnowski ein neues Modell entwickelt, wie

das Gehirn Bewusstsein erzeugt. Die beiden schlagen einen zweistufigen Ablauf vor: In einem kontinuierlich laufenden Prozess werden Sinnesreize verarbeitet. Dabei werden für verschiedene Aspekte bestimmte Labels wie Etiketten verteilt. Sehen wir einen roten Pfeil, der nach rechts oben zeigt, so hängen Farbdetektorzellen dem Reiz das Label «rot» an, Orientierungsdetektoren definieren das Richtungslabel und Formdetektoren ergänzen das Label «Pfeil». Zudem wird auch für die Dauer des Reizes ein Label vergeben, also zum Beispiel 100 Millisekunden. «Neu an unserem Modell ist die Behauptung, dass auch für die Zeitdauer Detektoren wie zum Beispiel für die Orientierung existieren.»

Wo solche Detektoren im Gehirn zu finden sind und wie sie funktionieren, ist allerdings noch unbekannt. Doch es gibt erste Hinweise: «Man hat schon entdeckt, dass es Zellen gibt, die aktiviert werden, wenn zwischen zwei Reizen ein

*Wir nehmen die Welt nicht als
einen kontinuierlichen Strom
von Eindrücken wahr, obwohl wir
das so erleben.*

Abstand von 20 Millisekunden liegt, und andere, die aktiv werden, wenn der Abstand zum Beispiel 200 Millisekunden beträgt.» Scharnowski hofft, dass seine Publikation Elektrophysiologen anregt, sich auf die Suche nach solchen Zeitdetektoren machen.

Sinn machen

Die ganze Verarbeitung der Sinneseindrücke – die «period of sensemaking» – wie Scharnowski sie nennt, verläuft noch unbewusst. «Erst wenn alle Labels verteilt worden sind, wird der Stimulus bewusst.» Einer Phase kontinuierlicher Reizverarbeitung folgt ein Moment, in dem die interpretierten und mit entsprechenden Labels versehenen Reize bewusst werden. Die Phase der unbewussten Reizverarbeitung kann dabei bis zu 400 Millisekunden dauern, wie Scharnowski in einem Experiment aufzeigen konnte.

Dabei wurden Testpersonen in einem kurzen Abstand zwei so genannte Vernier-Bilder – zwei horizontal versetzte vertikale Striche – gezeigt.

Normalerweise werden zwei unmittelbar nacheinander gezeigte Vernier-Bilder als ein einziges Bild wahrgenommen, das eine exakte Synthese der beiden Einzelbilder ist. Im Experiment wurde die Reizverarbeitung nun mittels Transkranieller Magnetstimulation (TMS) gestört. Dabei zeigte sich, dass, je nachdem, wann die Stimulation angewendet wird, die Wahrnehmung beeinflusst werden kann – maximal bis zu 400 Millisekunden nach der Präsentation der Bilder. «Wenn es möglich ist, mit TMS das wahrgenommene Bild zu beeinflussen, kann die Wahrnehmung vorher noch nicht bewusst geworden sein», schliesst Scharnowski daraus.

Dies bedeutet, dass die bewusste Wahrnehmung weit von dem kontinuierlichen Strom entfernt ist, als die wir sie erleben. «In diesem Zusammenhang ist ein Intervall von einer halben Sekunde schon eine lange Dauer», erklärt Scharnowski. Viel länger jedenfalls, als die gut 40 Millisekunden, die das Einzelbild eines Films gezeigt wird. Die Momente der Bewusstwerdung finden jedoch nicht in einem fixen Rhythmus statt, wie Scharnowski betont, sondern immer dann, wenn die «period of sensemaking» abgeschlossen ist. Je nachdem, wie komplex die Reizverarbeitung ist, kann dies unterschiedlich lange dauern.

Hypothesen des Hirns

Wann aber ist der Moment, an dem alle Labels zugeteilt sind? Wann und wie entscheidet das Gehirn, dass eine Wahrnehmung bewusst wird? Diese Frage kann Scharnowski noch nicht beantworten: «Die im Moment neurologisch wahrscheinlichste Interpretation sind so genannte Attraktoren-Modelle.» Dies bedeutet, der Übergang in die bewusste Wahrnehmung findet dann statt, wenn der unbewusste Prozess der Reizverarbeitung einen relativ stabilen Zustand erreicht hat. «Die Reizverarbeitung ist ein komplexer Prozess mit vielen Rückkoppelungen», erklärt Scharnowski. Dabei, so seine Vermutung, generiert das Hirn ständig Hypothesen, wie die Reize zu interpretieren sind. Decken sich diese Hypothesen mit den Eindrücken, ist ein stabiler Zustand erreicht und der Reiz wird bewusst.

Das Modell der «period of sensemaking» löst das Paradox auf, dass die Wahrnehmung je nach Umständen verhältnismässig langsam bezie-

hungsweise verzögert sein kann, während die eigentliche Reizerkennung im sensorischen System sehr viel schneller reagiert. Wir können einzelne Reize unterscheiden, die nur drei Millisekunden auseinanderliegen. Dass sich das Bewusstsein nur einschaltet, wenn die Reize zu einer konsistenten Information interpretiert wurden, macht aus Sicht von Scharnowski Sinn. Es reduziert die Menge an Informationen, die das Bewusstsein verarbeiten muss. «Es wäre eine vollkommene Reizüberflutung, wenn wir ständig bewusst diese ganzen Hypothesen testen müssten. Das wäre vollkommen verwirrend.»

Zombies ohne Bewusstsein?

Auch wenn das Modell neue Einblicke in unser Bewusstsein ermöglicht, so bleiben einige Fragen noch offen: Zum Beispiel, was genau auf neurologischer Ebene passiert, wenn ein Reiz aus der unbewussten Verarbeitung ins Bewusstsein gehoben wird. «Was den Unterschied ausmacht, kann man zurzeit nicht festmachen», so Scharnowski. Einzelne Studien mit bildgebenden Verfahren wurden schon durchgeführt, «aber da steht die Forschung noch sehr am Anfang.»

Ein weiteres Geheimnis bleibt, was im Bewusstsein während der unbewussten Perioden des «sensemaking» passiert. Sind wir in diesen Momenten quasi Zombies ohne Bewusstsein? Oder wirkt der letzte bewusste Eindruck so lange nach, bis ein neuer ins Bewusstsein nachgeschoben wird? «Mit den heutigen Methoden gibt es keine Möglichkeit, dies herauszufinden», sagt Scharnowski. Denn was die Psychophysik messen kann, ist immer nur das, was ins Bewusstsein dringt – also stets nur die Labels, die nach der «period of sensemaking» zugeteilt wurden. Noch setzen die Möglichkeiten der Forschung also dem Erkenntnisdrang der Wissenschaft Grenzen. Scharnowski, der den Dingen gerne auf den Grund geht, sieht darin vor allem eine Herausforderung für die künftige Forschung. Mit seinem Modell weist er in eine Richtung, in die sie sich bewegen könnte.

Kontakt: Prof. Frank Scharnowski,
frank.scharnowski@uzh.ch

Literatur: Herzog M. H., Kammer T., Scharnowski F. (2016): Time slices: what is the duration of a percept? PLoS Biology, 14(4). doi:10.1371/journal.pbio.1002433

Konstruierte Kreatur

Seit der Antike wird darüber nachgedacht, welche Rechte ein Embryo hat. Im Zeitalter der Reproduktionsmedizin stellen sich solche Fragen neu. Die Rechtsgeschichte kann Impulse für aktuelle Debatten liefern. Von Margrit Wyder

Die Abstimmung im Juni dieses Jahres zur Zulassung und Regelung der Präimplantationsmedizin hat es erneut gezeigt: Die biomedizinischen Interventionsmöglichkeiten in den menschlichen Körper stellen uns als Gesellschaft und die einzelnen Menschen vor schwierige ethische Entscheidungen. Rechtliche Regelungen sind notwendig und müssen immer wieder angepasst werden. Dieser Thematik widmet sich die Philosophin und Juristin Birgit Christensen in einem Forschungsprojekt über den menschlichen Körper im Recht. «Mich interessiert, wie sich das Recht im Lauf der Zeit gewandelt hat und welche Faktoren dabei prägend waren», sagt sie. In ihrer Arbeit spannt Christensen den Bogen über mehr als zwei Jahrtausende. Sie verfolgt die Gesetzgebung auf drei Gebieten: beim ungeborenen und beim toten Körper sowie beim lebenden Körper in der medizinischen Forschung.

Besonders deutlich zeigt sich der Wandel der rechtlichen Normen beim Umgang mit dem beginnenden menschlichen Leben. Hier hat die Biomedizin in den letzten Jahren ganz neue Möglichkeiten geschaffen. Rückblickend auf 2500 Jahre Rechtsgeschichte hält Christensen fest: «Der rechtliche Status des Embryos war und ist immer eine Konstruktion. Anders als bei gesellschaftlichen oder kulturellen Konstruktionen wirkt das Gesetz aber in einem grundlegenden Sinn normierend: Es schreibt diese Konstruktion rechtsverbindlich fest. Damit prägt und formt es den menschlichen Körper umfassender.»

Beseeltes Geschöpf

Wie hat sich denn der rechtliche Status des Embryos beziehungsweise des Fötus seit der Antike verändert? Das lässt sich anhand der Haltung gegenüber der Abtreibung nachverfolgen. Bereits in der Antike wurden dazu drei unterschiedliche theoretische Ansätze entwickelt, die noch heute die Diskussion bestimmen: Zum einen war der Embryo reines Rechtsobjekt und galt als eine

Sache, deren Zerstörung durch Dritte Schadenersatzforderung auslösen konnte. Darüber, ob ein Kind geboren werden oder leben sollte, entschied der «pater familias», allenfalls die Gemeinschaft der Polis oder die alleinstehende schwangere Frau. Aristoteles entwickelte im fünften Jahrhundert vor Christus eine neue Theorie. Er postulierte die sukzessive Beseelung des Embryos. Dieser erhalte bei der Entwicklung im Mutterleib nach einigen Wochen menschliche Eigenschaften. Einen dritten, vom Christentum geprägten Ansatz formulierte Tertullian im zweiten Jahrhun-

*«Weshalb kann ein Kind
nicht drei oder vier Eltern haben?»*

Birgit Christensen, Philosophin und Juristin

dert nach Christus: Er nahm an, der Embryo sei bereits vom Moment der Zeugung an ein menschliches Wesen beziehungsweise ein beseeltes Geschöpf Gottes. «In den Positionen von Aristoteles und Tertullian», sagt Christensen, «ist der Embryo nicht reines Objekt, sondern auch Subjekt. Damit wird er der willkürlichen Verfügungsmacht anderer entzogen.»

Alle drei theoretischen Ansätze werden auch heute noch vertreten: Der Embryo hat keine Rechte, sie kommen ihm zeitlich gestuft zu, oder er erhält sie vom Augenblick der Zeugung an. Am erfolgreichsten war Aristoteles' Idee der sukzessiven Beseelung. Sie prägte bis ins 19. Jahrhundert sowohl das Kirchenrecht als auch das weltliche Recht. Dann begann die christliche Vorstellung der Simultanbeseelung die Abtreibungsgesetze zu beeinflussen, was zu ihrer Verschärfung führte.

Doch weshalb wurde der Embryo im 19. Jahrhundert vermehrt als schutzwürdiges Subjekt verstanden? Die Rechtsphilosophin nennt dafür zwei Ursachen: bevölkerungspolitische Überlegungen und den Einfluss der Medizin, die im

Lauf des 18. Jahrhunderts zur Leitwissenschaft für das Recht wurde. So bemerkte 1751 der Schweizer Mediziner Albrecht von Haller, die Theorie der Sukzessivbeseelung sei eine Erfindung der Rechtsgelehrten, die keiner empirischen Überprüfung standhalte. Sie diene allein dem Zweck der Strafmilderung bei der Abtreibung.

Da das Recht solche Entwicklungen jeweils mit einer gewissen Verzögerung abbildet, sprachen ab etwa 1800 die weltlichen Gesetze dem Embryo neu den Status als Rechtssubjekt von der Zeugung an zu. Das Kirchenrecht wurde erst 1869 angepasst. Es hält bis heute an der Vorstellung der Simultanbeseelung fest. Demgegenüber sind die weltlichen Normen seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehrheitlich wieder gelockert worden, weil nach langen Debatten das Recht der Frau auf reproduktive Selbstbestimmung anerkannt wurde. «Mein Bauch gehört mir!» lautete damals die Parole. «Mit der Fristenregelung sind wir heute wieder beim Konzept von Aristoteles angelangt», bemerkt Christensen.

Die völlige Straffreiheit der Abtreibung und damit verbunden der rechtliche Status des Embryos als reines Objekt war in der Neuzeit nur während weniger Jahre gültig, im 1791 proklamierten französischen Code pénale, der die Abtreibung als Privatsache verstand. «Mit der Biomedizin hat nun auch diese Vorstellung wieder Eingang in die rechtliche Normierung des Embryos gefunden», so Christensen.

Moralischer Wissensvorrat

1978 kam das erste Retortenbaby zur Welt. Seither hat die Reproduktionsmedizin weitere Möglichkeiten zur technischen Beeinflussung der Fortpflanzung entwickelt. Damit stellen sich auch neue rechtliche Fragen: Diskriminiert das Verbot der Eizellspende unfruchtbare Frauen? Soll das Recht auf medizinisch unterstützte Fortpflanzung auch für gleichgeschlechtliche Paare gelten? Soll die Leihmutterchaft bei uns zugelassen werden? Welche Möglichkeiten der Diagnose und der Selektion von Embryonen sollen legal sein? Dürfen Embryonen als Forschungsobjekte genutzt werden?

Bei den schwierigen ethischen Entscheidungen darüber, welche medizinischen Möglichkeiten zugelassen werden sollen, kann nach Christensen die historische Sicht auf das Recht eine



Bilder vom werdenden Leben: Leonardo da Vinci setzte sich um 1510 mit der Entwicklung des Embryos auseinander.

neue Perspektive eröffnen: «Das Recht enthält einen moralischen Wissensvorrat für den Umgang mit dem menschlichen Körper.»

Körper wird zum Objekt

Die aktuelle Entwicklung sieht die Rechtshistorikerin auch kritisch: «Mit der Tendenz, den menschlichen Embryo und den menschlichen Leichnam in der Transplantationsmedizin als Objekt zu betrachten, wird das Recht der Persönlichkeit geschwächt, zu dem zentral das Recht auf körperliche Integrität und Selbstbestimmung gehört.» Die zunehmend liberalere Interpretation des Rechts auf Selbstbestimmung räume dem Menschen immer mehr Verfügungsrechte über den eigenen Körper ein. «Das scheint seine Freiheit zunächst zu vergrössern. Gleichzeitig wird er aber damit auch sich selbst zum Objekt. In dieser Objekthafteit wird er dem Zugriff Dritter zugänglich.»

Gegenwärtig werden für gesellschaftliche Probleme häufig medizinische Lösungen angeboten. Alternativen dazu würden kaum diskutiert, kritisiert Christensen. Nach Ansicht der Rechtsphilosophin liesse sich zum Beispiel das rechtliche Konzept von Elternschaft so verändern, dass es den gewandelten gesellschaftlichen Vorstellungen entspricht: «Warum kann ein Kind nicht drei oder vier Eltern haben, nämlich die Leihmutter und die Auftraggebenden, oder im Fall von lesbischen und schwulen Paaren zwei Mütter und zwei Väter? So könnte einer grundlegenden Problematik begegnet werden, die mit Leihmutterchaft verbunden ist, dass sie nämlich die weibliche Reproduktionsfähigkeit kommerzialisiert und damit tendenziell entwertet.»

Die rasante Entwicklung der Biomedizin stellt die Gesetzgebung immer wieder vor neue Aufgaben. Für Birgit Christensen ergibt sich daraus auch die grundsätzliche Frage nach der Funktion des Rechts: «Soll es den Menschen in seiner Persönlichkeit schützen, also am Recht auf physische Integrität und Identität und dessen Schutz unbedingt festhalten? – Oder soll es Freiheit und Selbstbestimmung über diesen Schutz stellen?» Die Rolle der Medizin ist nach ihrer Überzeugung ebenfalls zu hinterfragen: «Es braucht eine gesellschaftliche Debatte darüber, in welchem Ausmass die Medizin Leitwissenschaft für das Recht der Biomedizin sein soll.»

Kontakt: Dr. Birgit Christensen, birgit.christensen@rwi.uzh.ch

Silvesterflussfahrt mit der Excellence Allegra****+

Mit Musik ins Neue Jahr auf dem Rhein



Blick auf den Kölner Dom

Festtagsreisen

- ✓ Romantischer Rhein vorbei am Loreley-Felsen
- ✓ Frankfurt mit seiner imposanten Skyline
- ✓ Rheinmetropolen Köln und Düsseldorf

Unser Musikprogramm

Alte Oper Frankfurt, 19.30 Uhr
«Ich war noch niemals in New York»
Musical mit Liedern von Udo Jürgens

Opernhaus Bonn, 19.30 Uhr
«Lucia di Lammermoor»
Oper von Gaetano Donizetti

Opernhaus Dortmund, 19.30 Uhr
«Schwanensee»
Ballett zur Musik von Peter I. Tschaikowsky

Tonhalle Düsseldorf, 19.00 Uhr
Silvesterkonzert
Chorus Musicus Köln - Das Neue Orchester
Ein Solistenensemble
Christoph Spering Dirigent
Beethoven 9. Symphonie

Rhein-Mosel-Halle Koblenz, 17.00 Uhr
Neujahrskonzert
Neujahrsgüsse vom Broadway
Rheinische Philharmonie Koblenz
(fakultativ, Vorausbuchung notwendig)

Auf unserer Silvesterreise mit der Excellence Allegra besuchen wir unter anderem die Metropolen Frankfurt, Köln und Düsseldorf. Den Silvesterabend verbringen wir in Düsseldorf, wo ein spektakuläres Silvesterfeuerwerk das Neue Jahr einläutet. Daneben erleben wir die musikalischen Glanzpunkte «Ich war noch niemals in New York», das Musical mit den Liedern von Udo Jürgens in Frankfurt, «Lucia di Lammermoor» in Bonn, «Schwanensee» in Dortmund und ein traditionelles Silvesterkonzert in Düsseldorf. Am letzten Abend können Sie noch das Neujahrskonzert der Rheinischen Philharmonie in Koblenz genießen (fakultativ).

Ihr Reiseprogramm

1. Tag, Mo 26. Dez.: Schweiz–Mainz.

Anreise über Basel und Freiburg nach Mainz. Einschiffung auf unser Flussschiff Excellence Allegra. Bei einem geführten Abendspaziergang durch Mainz lernen wir die wichtigsten Sehenswürdigkeiten kennen. Der romanische Dom dominiert das Stadtbild und ist nach Worms und Speyer einer der drei Kaiserdomen.

2. Tag, Di 27. Dez.: Mainz–Frankfurt.

Wir erreichen Frankfurt am Vormittag. Die Mainstadt hat sich im Laufe seiner Geschichte zu einer vielfältigen und zugleich kontrastreichen europäischen Metropole entwickelt. Als angesehenster nationaler und europäischer Finanzstandort zählt sie heute zu den bedeutendsten Finanzzentren. Als Markenzeichen für die Handels- und Bankenmetropole gilt die stadtbildprägende Skyline. Auf einer Stadtrundfahrt hören wir viel Wissenswertes über Frankfurt. Am Abend erwartet uns die Alte Oper Frankfurt mit dem ersten musikalischen Anlass dieser Reise: «Ich war noch niemals in New York».

3. Tag, Mi 28. Dez.: Frankfurt–Bonn.

Den heutigen Tag beginnen wir ganz geruhsam und verbringen ihn an Bord unseres Schiffes. Während der Fahrt lassen wir uns durch die erstklassige Küche und alle weiteren Annehmlichkeiten an Bord verwöhnen und genießen den Blick auf die vorbeiziehende Landschaft. Unterwegs passieren wir einen der romantischsten Abschnitte auf dem Rhein. Steile Weinterrassen, unzählige Schlösser, Burgen und Ruinen und der sagenumwobene Loreley-Felsen bieten den Rahmen für eine atemberau-

bende Landschaft. Am späten Nachmittag erreichen wir Bonn, wo wir auch schon unseren nächsten musikalischen Höhepunkt «Lucia di Lammermoor» im Opernhaus Bonn erleben.

4. Tag, Do 29. Dez.: Bonn–Köln.

Am frühen Morgen erreichen wir Köln. Köln ist nicht nur Medienmetropole, Kölnisch Wasser, Karneval und Kölsch, sondern auch eine Stadt mit einer grossen Vergangenheit. Mehr als 2000 Jahre Geschichte haben hier ihre Spuren hinterlassen. Weltberühmt ist der Kölner Dom. Er ist nicht nur der Mittelpunkt, sondern auch das Wahrzeichen der Stadt. Mit den zwei 157 Meter hohen Türmen ist er das berühmteste Architekturdenkmal von Deutschland. Nach einer geführten Stadtbesichtigung haben wir ein gemeinsames Vesper mit einer Stange Kölsch. Der Rest des Tages steht für eigene Erkundungen zur freien Verfügung in Köln.

5. Tag, Fr 30. Dez.: Köln–Duisburg.

Nach einem erholsamen Vormittag an Bord der Excellence Allegra legen wir in Duisburg an. Heute erwartet uns das ergriffende Ballett «Schwanensee» in Dortmund.

6. Tag, Sa 31. Dez.: Duisburg–Düsseldorf.

Die Altstadt ist berühmt als «die längste Theke der Welt». Weitere Sehenswürdigkeiten sind das Geburtshaus Heinrich Heines, die Rheinuferpromenade sowie das alte Rathaus mit Jan Wellems Reiterstandbild. Nach einem geführten Rundgang steht uns der Nachmittag zur freien Verfügung. Am Abend lauschen wir dem klangvollen **Silvesterkonzert** in der Tonhalle. Danach werden wir den Jahreswechsel an Bord der Excellence Allegra feiern. Vom Ufer aus können Sie das Feuerwerksspektakel über dem Rhein bewundern.

7. Tag, So 01. Jan.: Düsseldorf–Koblenz.

Am Nachmittag erreichen wir Koblenz. Koblenz ist nicht nur eine der ältesten Städte Deutschlands, sondern auch eine der vielseitigsten: Kirchen, Burgen, Schlösser und historische Stadthäuser erzählen Geschichten aus vergangenen Zeiten, verwinkelte Gassen und Plätze laden zum Flanieren und Verweilen ein. Es besteht die Möglichkeit für den Besuch des **Neujahrskonzerts** der Rheinischen Philharmonie in der Rhein-Mosel-Halle Koblenz.

8. Tag, Mo 02. Jan.: Koblenz–Schweiz.

Ausschiffung und Rückreise in die Schweiz zu den Einsteigeorten.

Programm- und Fahrplanänderungen bleiben vorbehalten.

Unser Weihnachtsgeschenk

Bei Buchung der Weihnachts- und Silvester-Flussfahrt auf dem Rhein schenken wir Ihnen Fr. 300.–. Weitere Infos auf Anfrage.



Blick auf den Kölner Dom



8 Tage
ab Fr.

1795.-

Excellence Allegra***** – Ihr Hotelschiff



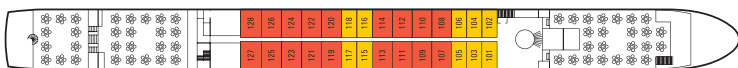
Kabinausstattung

90 elegant-luxuriöse Aussenkabinen mit Dusche/WC, Schreib-/ Kosmetiktisch, individuell regulierbare Klimaanlage/Heizung, Minibar (in den Deluxe 2-Bett-Kabinen), Safe, Flachbildschirm-TV, Internetzugang, Föhn, Stromanschluss 220V, französischer Balkon auf dem Ober- und Mitteldeck. Deluxe 2-Bett-Kabinen 15 m² mit trennbaren Betten, Standard-Doppelkabinen 12 m² mit ausziehbarem Sofabett.

Bordausstattung

Panorama-Restaurant, Spezialitätenrestaurant Chefs Table (Zuschlag EUR 15 p.P.), Lounge mit Bar, Vintothek, Wiener Kaffeehaus, Cigar Lounge, kleine Boutique, Atrium-Lobby mit Rezeption, Ausflugsbüro und Bibliothek, Spa mit Fitnessbereich, Sauna, Duschtempel, Ruheraum und Whirlpool, grosses Sonnendeck mit Schattenplätzen, Liegestühlen, Sitzgruppen, Windschutz und Lido-Terrasse. Anmerkung: Die Allegra verfügt über keinen Lift.

Oberdeck



■ Deluxe 2-Bett-Kabine mit frz. Balkon 15 m²
■ Standard Doppelkabine mit frz. Balkon 12 m²

Mitteldeck



■ Deluxe 2-Bett-Kabine mit frz. Balkon 15 m²
■ Standard Doppelkabine mit frz. Balkon 12 m²

Hauptdeck



■ Deluxe 2-Bett-Kabine 15 m²
■ Standard Doppelkabine 12 m²

| Pro Person in Fr. | Katalog-Preis | Sofort-Preis* |
|---|---------------|---------------|
| Doppelkabine Deluxe 15 m² | | |
| Hauptdeck | 1995.- | 1795.- |
| Mitteldeck | 2440.- | 2195.- |
| Oberdeck | 2770.- | 2495.- |
| Einzelkabine Standard 12 m² | | |
| Hauptdeck | 2330.- | 2095.- |
| Mitteldeck | 2995.- | 2695.- |
| Oberdeck | 3330.- | 2995.- |

Reisedatum 2016/2017 (Mo – Mo)

26.12.–02.01.

Unsere Leistungen

- Fahrt mit modernem Komfortklasse-Bus
- Flussfahrt in der gebuchten Kabinenkategorie
- Vollpension an Bord der Excellence Allegra
- Ausflüge und Besichtigungen gemäss Programm
- Musikprogramm Kartenpaket Kategorie 3
- Audio-System auf Rundgängen
- Erfahrene Reiseleitung

Nicht inbegriffen

- Fahrt mit Königsklasse-Luxusbus **240.-**
- Kartenzuschläge:
 - Kategorie 1 / 2 **120.- / 65.-**
- Fakultatives Neujahrskonzert
 - Kategorie A / B **49.- / 40.-**
- Annullierungskosten- & Assistance-Versicherung **79.-**
- Auftragspauschale (entfällt bei Online-Buchung) **20.-**

Abfahrtsorte

| | |
|--------------------------|--------------------|
| 07:10 Wil P | 08:20 Aarau |
| 07:30 Burgdorf P | 09:00 Baden-Rüti P |
| 07:35 Winterthur | 10:00 Basel |
| 08:00 Zürich-Flughafen P | |

Internet-Buchungscode

➔ isfalle

*SOFORT-PREISE ca. 50% der Plätze buchbar bis max. 1 Monat vor Abreise. Bei starker Nachfrage: Verkauf zum KATALOG-PREIS.

Jetzt buchen & informieren
www.twerenbold.ch
oder **056 484 84 84**

TWERENBOLD 
Twerenbold Reisen AG · CH-5406 Baden-Rüti P

 REISEGARANTIE

Krieg und Terror

Wie wir mit Gewalt umgehen

Tagtäglich erreichen uns Nachrichten von Krieg und Terror. Ständig werden wir konfrontiert mit Gewalt und unserer Ohnmacht ihr gegenüber. In diesem Dossier zeigen wir, wie Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der UZH Gewalt und ihre Auswirkungen erforschen und wie Opfern von Gewalt am Universitätsspital geholfen wird.

Das Dossier wird begleitet von Arbeiten der deutschen Künstlerin Monika Huber. Sie hat Medienbilder zu Ereignissen rund um den arabischen Frühling in verschiedenen Ländern Nordafrikas und die Demonstrationen im Gezi-Park in Istanbul gesammelt und diese fotografischen Vorlagen übermalt.

Die Bilderserie «Einsdreissig» – so lange dauert in der Regel ein Beitrag über solche Ereignisse in den Nachrichten – arbeitet mit Bildern des arabischen Frühlings, «Riots» mit Fotos der Proteste in Istanbul. Mit der Übermalung der fotografischen Vorlagen schafft Huber neue Bilder, die die Ereignisse weiter verunklären und aus ihrem geografischen und historischen Kontext heben.

Verwundete Seelen

Der Psychiater Matthis Schick behandelt traumatisierte Folter- und Kriegsopfer. *Seite 25*

«Gewalt ist älter als Religion»

Theologe Konrad Schmid über heilige Texte und religiös gerechtfertigte Gewalt. *Seite 28*

Drahtseilakt des Denkens

Gibt es gerechte Kriege? Ethiker Daniel Messelken denkt über Ethik und Gewalt nach. *Seite 32*

Die Brust im Gefechte gelüftet

Die Kriegspropaganda verführt mit grandiosen Versprechen und verherrlicht Gewalt. *Seite 34*

Morden im Ostkongo

Politgeograf Stephan Hochleithner erforscht die Schicksale von Binnenflüchtlingen. *Seite 37*

Nach dem Krieg

Es ist nicht selbstverständlich, dass vom Krieg Geschädigte als Opfer anerkannt werden. *Seite 39*

«Im Kreuzfeuer – Kriege, Opfer, Traumata» ist das Thema im nächsten «TALK IM TURM», der vom UZH Magazin organisiert wird. Hintergrund ist das Dossier in diesem Heft. Das Podiumsgespräch findet am Montag, 24. Oktober, im Restaurant UniTurm statt. **Weitere Informationen und Anmeldung:** www.talkimturm.uzh.ch



EINSDREISSIG, #130_210811



EINSDREISSIG, #226_160911

Verwundete Seelen

Gewalt und Kriege zerstören ganze Landstriche und sorgen in der menschlichen Psyche für Verheerung. Das Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer des Universitätsspitals behandelt traumatisierte Flüchtlinge. Von Roger Nickl

Ein unerwarteter Knall, die Uniform eines Polizisten, Brandgeruch in der Luft – bei Menschen, die aus Kriegs- und Krisengebieten in die Schweiz geflüchtet sind, können solche Wahrnehmungen schmerzhaft Erinnerungen wachrufen. Bilder von zerbombten Dörfern in der Heimat etwa oder von körperlicher Gewalt und Folter in Gefängnissen. Begleitet sind sie oft von Herzklopfen, Anspannung und Todesangst. Solche «Flashbacks» sind typisch für eine Traumafolgestörung, auch bekannt unter dem englischen Namen Posttraumatic Stress Disorder (PTSD). Die meisten der Patientinnen und Patienten, die Matthis Schick behandelt, leiden an einer solchen psychischen Störung.

Der Psychiater leitet das Ambulatorium für Folter- und Kriegsoffer der Klinik für Psychiatrie und Psychotherapie am Universitätsspital Zürich und erforscht den Zusammenhang von Flucht und Trauma. Am Ambulatorium werden jährlich rund 150 traumatisierte Flüchtlinge psychiatrisch behandelt und sozial betreut. Rund 40 Prozent von ihnen sind türkische Kurden, Patientinnen und Patienten stammen aber auch aus Sri Lanka und Eritrea und zunehmend aus dem Nahen und Mittleren Osten – aus Afghanistan, Nordirak und Iran. Flüchtlinge aus Syrien gibt es am Ambulatorium zurzeit noch kaum. «Es geht immer eine ganze Weile, bis die Weltpolitik bei uns ankommt», sagt Matthis Schick. Im Durchschnitt dauert es acht Jahre, bis traumatisierte Menschen den Weg ans Universitätsspital finden.

Angst und Scham

Einer der Hauptgründe für diese lange Verzögerung sind sprachliche Barrieren. Traumatisierten Flüchtlingen gelingt es meist nicht, sich beim Hausarzt oder einem Psychiater verständlich zu

machen und ihre Probleme zum Ausdruck zu bringen. Ein Dolmetscher könnte die bestehenden sprachlichen Gräben überwinden. Da aber hierzulande niemand die Kosten für diese Übersetzer übernimmt, finden die Behandlungen meist ohne sie statt. Und wenn ein Angehöriger oder ein Nachbar, der besser Deutsch spricht, an eine Konsultation mitkommt, um zu vermitteln,



FOLTER

Moralisches Dilemma

Eine gängige Folterpraxis ist, die Menschen in ein Dilemma zu zwingen: Entweder sie verraten ihre Leute oder sie müssen in Kauf nehmen, dass ihr ebenfalls inhaftierter Kollege erschossen wird. Eine ausweglose Situation.



gelingt es den Betroffenen oft nicht, auszusprechen, wo der Schuh drückt. Dafür sind die Angst, die Scham oder die Furcht vor Stigmatisierung zu gross.

Krankheit behindert Integration

So kommt es, dass Traumatisierungen oft nicht früh genug erkannt werden. Für den Psychiater ist das eine unbefriedigende Situation, denn durch die lange Wartezeit können sich die negativen Folgen eines Traumas weiter verstärken. «Das behindert auch den Integrationsprozess», ist Matthis Schick überzeugt, «denn wer krank ist, kann weniger gut Sprachen lernen, arbeiten und sich auch sonst nicht mit der Aufnahmegeellschaft auseinandersetzen.» Diesen Zusammenhang hat er auch in einer Studie, die vom Staatssekretariat für Migration mitfinanziert wurde, nachweisen können. Das Fazit der Unter-

suchung: Je stärker Flüchtlinge psychisch beeinträchtigt sind, desto schlechter integriert sind sie.

Matthis Schick kann bei seiner Arbeit tagtäglich feststellen, was Gewalt und Krieg in der Seele, aber auch am Körper von Menschen anrichten können. Seine Patientinnen und Patienten leiden oft gleichzeitig an einer Vielzahl von Symptomen – Depressionen, chronischen Schmerzen und eben an Traumafolgestörungen. Diese stehen bei Flüchtlingen oft in einem hochkomplexen Lebenszusammenhang. «Bei uns hat man oft die Vorstellung, ein Trauma sei eine Zäsur im Leben, die an ein singuläres Gewalterlebnis, etwa eine

Vergewaltigung, gekoppelt ist», sagt der Arzt, «das ist bei unseren Patienten häufig anders, da beginnt die Traumatisierung oft schon mit der Geburt.»

Hiobsbotschaften aus der Heimat

Viele der späteren Flüchtlinge wachsen unter Lebensumständen auf, die durch Diskriminierung und Verfolgung geprägt sind. Oft haben sie Verwandte, die im Krieg umgekommen sind, waren selbst im Gefängnis und wurden gefoltert. Ihr Zuhause wurde zerstört. «Das

ist eine ganze Kette von Traumatisierungen, die sich auf der Flucht und dann schliesslich in der Schweiz fortsetzt», sagt Matthis Schick. Denn auch hier werden die Flüchtlinge über die Medien laufend mit schlechten Nachrichten aus der Heimat konfrontiert – mit Hiobsbotschaften über Ausgangssperren, Hinrichtungen und Tote. Und so bangen sie um ihr Land und ihre Angehörigen, die sie bei der Flucht zurückgelassen haben.

Das allein ist schon belastend. Wenn dann noch ein Asylgesuch im Gastland hängig ist oder negativ ausfällt, wirkt das zusätzlich verunsichernd. Gefühle der Ohnmacht und des Ausgeliefertseins, die Grundzüge eines Traumas sind, werden so auch in der Schweiz weiter genährt. «Die Traumata werden ständig aktualisiert», sagt der Psychiater, «für uns bedeutet das, dass wir nicht einfach die traumatische Vergangenheit behandeln können, sondern uns mit einem dauer-

haften Zustand beschäftigen müssen.» Deshalb setzen sich die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter am Ambulatorium für Folter- und Kriegsopfer nicht nur therapeutisch mit den psychischen und körperlichen Folgen von Gewalt und Flucht auseinander, sondern versuchen auch, die Lebenssituation ihrer Patienten in der Schweiz zu verbessern. «Wir können keine erfolgversprechende Traumatherapie machen, wenn alles andere im Argen liegt», sagt Matthias Schick. So werden die traumatisierten Flüchtlinge neben der Therapie auch von einem Sozialarbeiter begleitet. Und ihre Integration wird gefördert – etwa mit Deutschkursen und Veranstaltungen, die Informationen über die Schweiz – zum Schweizer Schul- und Gesundheitssystem und zur AHV – vermitteln. Das Ambulatorium bietet auch ein Job-Coaching-Programm an – zusammen mit dem Schweizerischen Arbeiterhilfswerk.

Moralische Verletzungen

Matthias Schick selbst beschäftigt sich vor allem mit der Traumatherapie. Er tut dies nicht nur in der Praxis, sondern auch als Forscher. Denn obwohl Traumata generell gut untersucht sind, bestehen gerade im Flüchtlingsbereich Wissenslücken – beispielsweise zur Frage, welche Themen für eine erfolgreiche Behandlung relevant sind. Diese Lücken versucht der Psychiater auf dem Hintergrund seiner therapeutischen Erfahrungen zu schliessen. So hat seine Forschungsgruppe untersucht, wie sich moralische Verletzungen und zwischenmenschliche Gewalt, die bei der Folter üblich sind, auf Opfer auswirken.

Rund achtzig Prozent der Patienten und Patientinnen, die Matthias Schick am Universitäts-spital behandelt, wurden gefoltert. Eine gängige Folterpraxis ist, dass Menschen in ein moralisches Dilemma gezwungen werden: Entweder sie verraten ihre Leute oder sie müssen in Kauf nehmen, dass ihr ebenfalls inhaftierter Kollege erschossen wird. Eine ausweglose Situation. Egal, wie sie sich entscheiden, sie können es nur falsch machen und müssen Schuld auf sich laden. «Diese Schuld nagt an den Menschen», weiss der Arzt.

Untersucht hat Schicks Gruppe auch, wie sich interpersonelle Traumatisierungen, also die seelischen Wunden, die Menschen anderen Menschen zufügen, bei den Betroffenen später auf die Vertrauens- und Beziehungsfähigkeit auswirken.

«Die gezielte Gewalt von Menschen gegen Menschen können wir viel schlechter wegstecken als die schicksalhafte Gewalt bei einer Naturkatastrophe oder bei einem Verkehrsunfall», sagt der Psychiater. Je häufiger und intensiver die Opfer interpersoneller Gewalt ausgesetzt waren – dies belegt Schicks Forschung –, desto unsicherer sei ihr Bindungsstil. Auf Grund ihrer Foltererfahrung haben sie enorme Schwierigkeiten, Vertrauen zu anderen Menschen zu fassen und eine stabile Beziehung einzugehen und zu erhalten.

Angst vor Ehrenmord

Während der Therapie am Ambulatorium versucht Matthias Schick dieses Vertrauen wieder zurückzugewinnen – zuerst einmal im Verhältnis zwischen Arzt und Patient. Von da aus könne man dann versuchen, Brücken in die Aussenwelt zu schlagen, sagt der Psychiater. Ist das Vertrau-

«Die gezielte Gewalt von Menschen gegen Menschen können wir viel schlechter wegstecken als die schicksalhafte Gewalt bei einer Naturkatastrophe oder einem Verkehrsunfall.» Matthias Schick, Psychiater

en zwischen Arzt und Patient erst einmal gestärkt, kann auch die traumatische Vergangenheit in der Therapie beleuchtet werden. «Für viele ist es vergleichsweise einfach, über zerbombte Häuser, Gefechte und Gefängnis zu sprechen», sagt Schick, «viel schwieriger und oft unmöglich ist es für die meisten Menschen aber, von Erfahrungen zu erzählen, die mit grosser Scham, Schuld oder Ekel verbunden sind – beispielsweise erlittene sexuelle Gewalt oder ein unter Folter begangener Verrat.» Gerade diese Auseinandersetzung ist jedoch für die Verarbeitung eines Traumas essenziell.

Kulturelle Gründe können das Reden über Gewalt zusätzlich erschweren. So wird eine erlittene Vergewaltigung in vielen patriarchalisch geprägten Gesellschaften als Sünde gesehen. Die betroffene Frau beschmutzt mit ihrer Vergewaltigung die Familienehre. Damit verbunden sind grosse Scham- und Schuldgefühle sowie die dro-

hende Ächtung oder gar der Ehrenmord, die die Opfer belasten und verstummen lassen. «Wenn jemand so sozialisiert wurde, kann man das Schuldempfinden oft nicht einfach wegtherapieren», sagt Matthias Schick, «man kann aber versuchen, Parallelansichten zu entwickeln, die die Schuldgefühle relativieren.»

Für Ideale kämpfen

In der Therapie versucht der Arzt den traumatisierten Flüchtlingen Auswege aus der Opferposition zu ermöglichen. Dazu kann gehören, dass die Symptome wie «Flashbacks», die sie an die schmerzhafteste Vergangenheit ketten, vermindert werden. Ein wichtiges Ziel liege darin, dass sich die Kriegs- und Folteropfer nicht mehr nur als Spielball des Schicksals wahrnehmen, sondern wieder aktiv und selbstwirksam werden, sagt Psychiater Matthias Schick. Sie sollen ihr Leben wieder in die eigenen Hände nehmen können.

Manchmal gelingt dies, und die Flüchtlinge schaffen es, nach dem Abschluss der Therapie am Ambulatorium ein mehr oder weniger normales Leben zu führen, eine Familie zu gründen und einen Job zu finden. Für viele bleibt dieses Ziel jedoch in weiter Ferne. Zu gross sind die seelischen und körperlichen Verheerungen, die Krieg und Gewalt bei ihnen angerichtet haben.

«Mein Weltbild hat sich angesichts dieser unglaublichen Zerstörungen schon etwas verfälscht», gesteht Matthias Schick. Gleichzeitig betont der Psychiater, dass er am Ambulatorium für Folter- und Kriegsopfer ganz besondere Menschen kennen lerne. Menschen, die für ihre Wertvorstellungen, Ideale und politischen Visionen viel eingesetzt, riskiert und geopfert haben. «Das ist auch berührend und bewegend», sagt der Psychiater.

Kontakt: Dr. Matthias Schick, matthias.schick@usz.ch



RIOTS, #13_2013

«Gewalt ist älter als Religion»

Religion fällt nicht vom Himmel. Deshalb dürfen Religionen nicht verabsolutiert werden, sagt Konrad Schmid. Der Theologe verlangt eine kritische, zeitgemässe Interpretation der Bibel und des Korans. Von Thomas Gull.

Herr Schmid, Gewalt wird oft mit religiösen Argumenten legitimiert. Früher etwa die Kreuzzüge, heute der Dschihad. Fördert und legitimiert Religion Gewalt?

Konrad Schmid: Das ist eine Diskussion, die seit etwa 15 Jahren in Philosophie, Religionswissenschaft und Theologie intensiv geführt wird. Ausgelöst wurde die Debatte durch ein Buch von Jan Assmann. Er vertrat die These, mit der literarischen Entstehung der Offenbarungsreligion des Judentums im babylonischen Exil sei eine Unterscheidung in die Religionsgeschichte eingeführt worden, die vorher unbekannt war.

Worin besteht diese Unterscheidung?

Schmid: Es ist die Unterscheidung zwischen wahr und falsch, die Assmann, weil sie in der Tradition mit Mose verbunden ist, die «mosaische Unterscheidung» nannte.

Was bedeuten wahr und falsch in diesem religiösen Kontext?

Schmid: In den altorientalischen Religionen Ägyptens, Mesopotamiens oder bei den Hethitern waren die Religionen ineinander übersetzbar: Der Sonnengott etwa hiess in Ägypten Ra, in Mesopotamien Schamasch. Doch die unterschiedlichen Kulturen konnten sich darüber verständigen, dass es sich jeweils um dieselbe Gottheit handle.

Die Juden aber haben einen neuen Gott erfunden?

Schmid: Das Judentum sagte: Unser Gott Jahwe ist der einzige Gott, alle anderen Götter sind nichtig. Das bedeutete: Mit dem Siegeszug des biblischen Monotheismus wurden die anderen Götter zu Nichts. Den Juden wurde in der Antike Atheismus vorgeworfen, weil sie die Existenz der anderen Götter leugneten. Diese Unterscheidung

ist für Assmann der Kern der religiösen Gewalt: Wenn eine Religion die Wahrheit für sich beansprucht und die anderen Religionen als falsch bezeichnet, produziert das Gewalt.

Teilen Sie diese Ansicht?

Schmid: Nein, ich teile sie nicht. Ich denke aber, dass Assmann auf einen wichtigen Punkt hinweist: Wenn man eine Unterscheidung zwischen

«Die Bibel ist ein sehr vielschichtiges Buch. Darin finden sich Texte, die Gewalt befürworten, und Texte, die Gewalt verdammen.»

Konrad Schmid

wahr und falsch trifft, so ist die Abgrenzung zwischen Religionen stärker. Aber ich glaube nicht, dass diese Unterscheidung zu Gewalt führen muss und für Gewalt verantwortlich gemacht werden kann, die «religiös» motiviert erscheint.

Weshalb nicht?

Schmid: Gewalt ist eine anthropologische Konstante, Menschen töten Menschen aus verschiedenen Gründen, unter anderem auch aus religiösen. Gewalt ist älter als Religion.

Doch Religion kann wie andere Ideologien zur Legitimation von Gewalt dienen?

Schmid: Sie kann dazu dienen, muss aber nicht.

Trotzdem hat man den Eindruck, dass gerade die beiden monotheistischen Religionen Christentum und Islam historisch und aktuell für viel Gewalt verantwortlich sind. Ist es einfacher, in monotheistischen Religionen Gewalt zu rechtfertigen?

Schmid: Man muss bei den Beispielen, die wir auf den ersten Blick mit religiös motivierten Gewalttaten assoziieren, wie den Kreuzzügen oder islamistischen Gewalttaten, Glaubenskriegen oder dem religiös motivierten Superterrorismus, genauer hinschauen. Dann zeigt sich, dass die religiöse Komponente eine unter vielen ist. Es gibt daneben weitere Motive, die genauso wichtig oder noch wichtiger sind.

Ist die Religion oft ein Deckmäntelchen für politische Motive?

Schmid: In vielen Fällen ist das so. Beim sogenannten Islamischen Staat etwa ist das gut zu sehen – seine Aktivisten haben vom Islam oft wenig oder keine Ahnung. Was auch gegen Assmanns These spricht: Wenn man sich altorientalische Imperien wie das der Assyrer anschaut, stellt man fest, dass sie, obwohl sie Polytheisten waren, sehr grausame Kriege führten. Auch die römischen Legionen waren brutal. Es gibt keinen direkten Zusammenhang zwischen Monotheismus und Gewalt und Polytheismus und Friedfertigkeit.

In einem Vortrag zu Religion und Gewalt unterscheiden Sie zwischen inklusivem und exklusivem Monotheismus. Worin besteht der Unterschied?

Schmid: Der exklusive Monotheismus sagt, wir haben einen Gott, das ist unser Gott und alle anderen sind Götzen. Das ist, was Assmann zunächst im Blick hatte.

Sind die Christen exklusive Monotheisten?

Schmid: Ich bin Christ, würde mich aber nicht als exklusiven Monotheisten bezeichnen.

Weshalb nicht?

Schmid: Aus meiner Sicht verehrt ein Muslim, der an seinen Gott glaubt, keinen Götzen. Inklusive Monotheismen lassen unterschiedliche Konzeptionen von Gott zu, und gestehen zu, dass Gott unter verschiedenen Namen und in verschiedener Weise verehrt werden kann. In dieser

Perspektive können Monotheismen friedfertige und tolerante Religionen sein, die Türen zu anderen Religionen öffnen. Die Bibel kennt beide, den exklusiven und den inklusive Monotheismus. Meine Sympathien sind beim inklusiven Monotheismus.

Können Sie das begründen?

Schmid: Religionen sind von Menschen geschaffen worden. Wie wir uns Gott vorstellen, ist historisch und kulturell bestimmt, Religion fällt nicht vom Himmel. Deshalb können und dürfen Religionen nicht verabsolutiert werden.

Trotzdem haben Ideologisierungen der Religion immer wieder stattgefunden: Im Christentum wurden jahrhundertlang Religionskriege zwischen Protestanten und Katholiken geführt, mit verheerenden Folgen, weil beide Konfessionen einen exklusiven Wahrheitsanspruch für sich reklamierten.

Schmid: Ja, da müssen wir gerade aus christlicher Seite selbstkritisch sein. Wir Christen sind nicht friedfertig geworden aus Einsicht, sondern aus Not, weil im 17. Jahrhundert die furchtbaren Glaubenskriege unentschieden ausgegangen sind. Der Dreissigjährige Krieg, der halb Europa verwüstet hat, hat eines gezeigt: Religiöse Ansprüche lassen sich nicht militärisch vereindeutigen. Das war die Geburtsstunde der Toleranz. Das hehre Ideal der religiösen Toleranz, das für uns heute selbstverständlich erscheint, haben wir nicht freiwillig entwickelt, sondern wir haben es bitter erlernen müssen. Die grandiose Idee der religiösen Toleranz wurde aus der militärischen Katastrophe geboren.

Das Christentum ist einigermassen friedlich geworden, dank der historischen Erfahrung der Selbstzerfleischung. Trotzdem gibt es immer noch religiös motivierte Gewalt. Legitimieren die Bibel und der Koran solche Gewalt?

Schmid: Das Christentum ist auch heute noch nicht gewaltfrei. Im Süden der USA haben christliche Fundamentalisten Ärzte erschossen, die Abtreibungen vornehmen. Ganz darüber hinweg sind wir also noch nicht. Die Bibel ist ein sehr vielstimmiges Buch. Darin finden sich Texte, die sich so lesen lassen, dass sie Gewalt befürworten,

und Texte, die Gewalt verdammen. Deshalb ist es entscheidend, wie man die Bibel versteht. Die christliche Theologie interpretiert die Bibel kritisch. Das heisst: Nur weil etwas in der Bibel steht, ist es nicht automatisch gültig.

Wie ist das beim Koran?

Schmid: Im Koran gibt es auch Stellen, die von Barmherzigkeit und Gnade sprechen, und andere von Gewalt. Man muss bei der Bibel wie beim Koran sagen: Das sind alte Bücher. Wir können sie nicht an unseren Standards von politischer Korrektheit messen. Deshalb ist entscheidend, wie wir heute mit diesen Dokumenten umgehen. Die arabische Welt wurde nach 1920 von den Kolonialmächten Frankreich und England nachhaltig gedemütigt. Das hat zu antiwestlichen Resentiments geführt, die auch die Auslegung des Korans beeinflussen. So lehrt etwa die Al-Azhar

*«Es stimmt nicht, dass
der Monotheismus zu Gewalt
führt und Polytheismus
friedfertig ist.»*

Konrad Schmid

Universität in Kairo keine kritische oder liberale, sondern eine sehr enge Koranauslegung. Auch die salafistischen Bewegungen in Saudi-Arabien interpretieren den Islam ganz eng, praktisch geschichtslos. Man versucht auf diese Weise, die Ursprungszeit des 7. Jahrhunderts wieder zu installieren.

Ist das nicht richtig so, weil es sich um die Worte Gottes handelt, an denen es nichts zu rütteln gibt?

Schmid: Der erste Satz der Bibel lautet: «Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.» Die Bibel zeigt ganz am Anfang, dass sie Texte versammelt, die über Gott sprechen. Gott spricht nicht selbst. Beim Koran ist es anders, dieser präsentiert sich durchgehend als Selbstzeugnis Gottes. Aber auch er ist nicht vom Himmel gefallen, sondern von Menschen aufgeschrieben wurde.

Sie bezeichnen den monotheistischen Gott als imperialen Gott, der über allem steht. Er ist auch

das letzte Gesetz. Ist dieser Absolutheitsanspruch eine Legitimation für Gewalt?

Schmid: Historisch gesehen ist das so. Jede Gesellschaft stellt sich Gott so vor, wie es aufgrund der sozialen Gegebenheiten naheliegt. Als das alte Israel mit den mächtigen Reichen der Assyrier und Perser in Kontakt kam, fing man an, Gott imperial zu deuten. Das hat entsprechende Züge ins Gottesbild einfließen lassen, die einem alt-orientalischen Grossherrscher entsprachen, der beispielsweise seine Feinde vernichtet.

An welchen Vorbildern orientiert sich denn der jüdisch-christliche Gott?

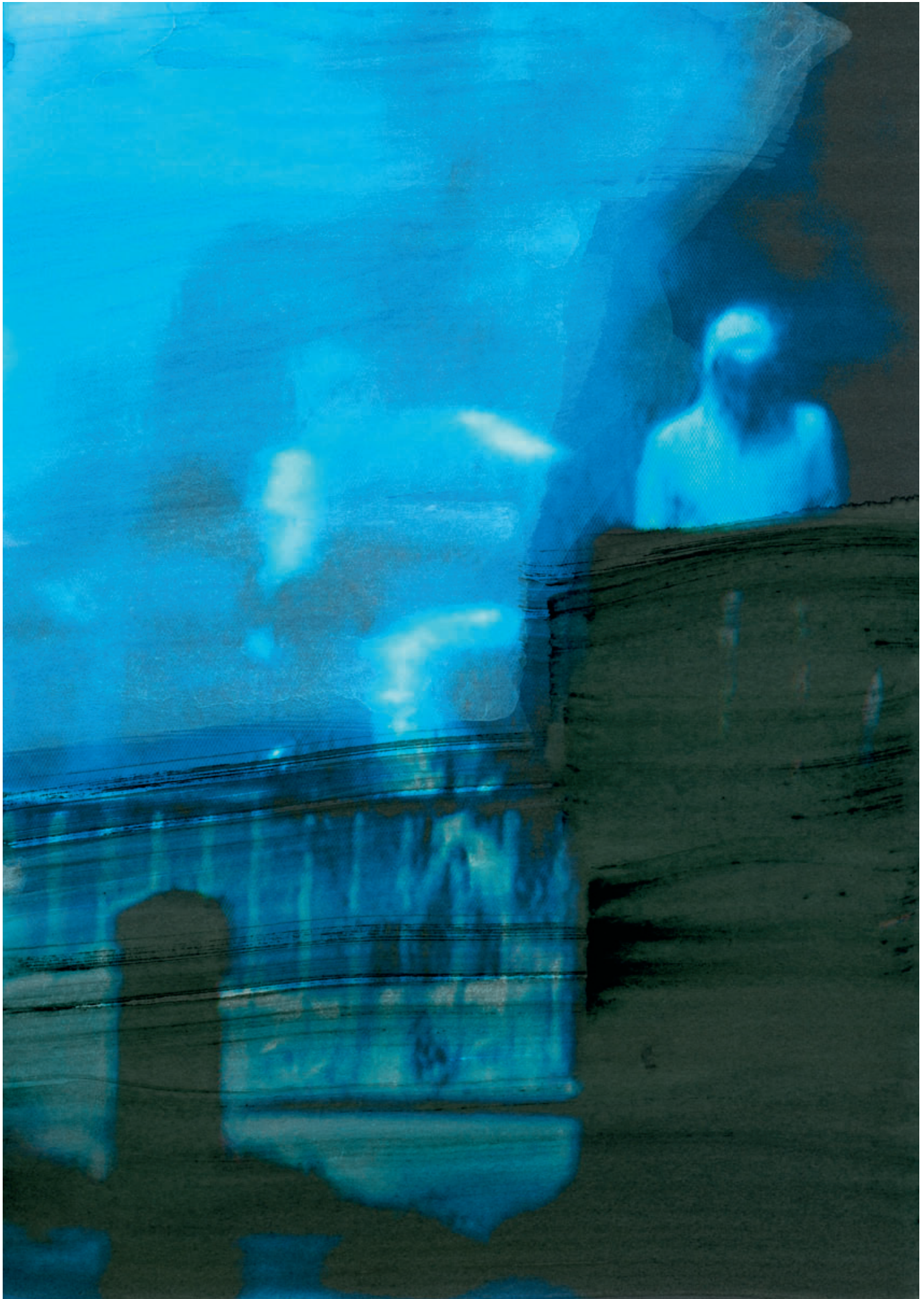
Schmid: Der biblische Gott hat eine Geschichte, er hat sich Schritt für Schritt entwickelt. Die ältesten Zeugnisse beschreiben einen Berg- und Sturmgott, das Alte Testament lässt dies an einzelnen Stellen noch erahnen. Dieser Gott hat dann solare Züge angenommen – die Sonnen-gottheit war eine ganz zentrale Gottheit im alten Orient, sie war für Recht und Gerechtigkeit zuständig. Das führte zu einer entscheidenden Uminterpretation des Gottesbildes. Dann, im 9. und 8. Jahrhundert vor Christus, kam das antike Israel mit dem expandierenden Imperium der Assyrier in Berührung. Beeinflusst von den Assyriern entsteht in dieser Epoche erstmals ein imperial



Konrad Schmid

Der Professor für Alttestamentliche Wissenschaft und Frühjüdische Religionsgeschichte beschäftigt sich vorrangig mit der Literaturgeschichte der Bibel. Er interessiert sich besonders für die intellektuellen Entwicklungsprozesse, die hinter den biblischen Texten stehen, sowie für ihre Wirkungsgeschichte in Religion, Politik, Literatur, Wissenschaft und Kunst.

Kontakt: konrad.schmid@theol.uzh.ch



geprägtes Gottesbild, mit all seinen Vor- und Nachteilen. Der Vorteil war, dass man begann, Gott universal zu denken, nicht als lokale, sondern als globale Gottheit. Der Nachteil war, dass dieser Gott entsprechend mit Willkür und Gewalt elementen ausgestattet wurde, die man aus der assyrischen Theologie übernahm.

Unser Gott ist demnach ein Assyrier?

Schmid: Das war eine Station: Die Assyrier wurden von den Babyloniern besiegt, danach kamen die Perser. Die Perser waren als Herrscher wohlge-
litten, weil sie eine dezentrale Reichsorganisa-
tion einführten und relativ tolerant waren. Das Denken der Perser hat das Gottesbild in der Bibel auch sehr stark beeinflusst.

In welcher Weise?

Schmid: In Genesis 1–9 beispielsweise wird Gott gedacht als einer, der jeglicher Gewalt gegenüber seiner Schöpfung entsagt: In Genesis 9 heisst es, dass Gott seinen Bogen in die Wolken stelle. Das ist im alten Orient ein neuer Gedanke, Gott nicht als waffenklirrenden Potentaten zu zeigen. Das ist, historisch gesehen, wahrscheinlich ein Reflex auf die friedvolle Erfahrung der Perserzeit im Vorderen Orient.

Die negativen, gewalttätigen Eigenschaften des jüdisch-christlichen Gottes sind demnach assyrischer Herkunft, die friedfertigen, toleranten persischer?

Schmid: Zuspitzt könnte man das so sagen. Beide Ursprünge sind jedoch dafür verantwortlich, dass Gott universal gedacht wird, weil beide Imperien für damalige Begriffe weltumspannend waren.

Sie sagen: Allein mit der Bibel in der Hand lässt sich kein Frieden stiften, es lässt sich sogar Krieg führen. Können Sie diese Aussage erklären?

Schmid: Nehmen wir zum Beispiel das Neue Testament. Da steht das Jesuswort: Wenn dich jemand auf die linke Backe schlägt, dann halt ihm auch die andere hin (Matthäus 5,39). Das wäre ein friedentiftendes Modell. Im Neuen Testament findet sich aber auch das Jesuswort: Ich bin nicht gekommen, um Frieden zu bringen, sondern das Schwert (Matthäus 10,34). Die Bibel ist eben keine

Dogmatik in tausend Paragrafen, sie ist ein Buch mit Erzählungen, Liedern, Weisheitssprüchen, mit Gebeten. Diese Teiltex-
te der Bibel sind nicht in einer systematisierten, vereindeutigenden Art und Weise zu einer heiligen Schrift komponiert worden. Nur schon, dass das Neue Testament nicht ein Evangelium hat, sondern vier, die ein-
ander zum Teil widersprechen, zeigt, dass es bei der Erstellung der Heiligen Schrift nicht um Ein-
deutigkeit, sondern um Vielstimmigkeit ging.

Wie kann die Bibel genutzt werden, um Friedensvorstellungen zu entwickeln?

Schmid: Dadurch, dass die Bibel eine lange und auch wechselvolle Geschichte bezeugt, kann man sehen, welche historischen, politischen Hintergründe zu welchen Denkformen geführt haben und wie sich diese Denkformen zueinander in Beziehung setzen. Wenn man weiss, wie unter-

«Die grandiose Idee der religiösen Toleranz wurde aus der militärischen Katastrophe des Dreissigjährigen Kriegs geboren.» Konrad Schmid

schiedliche politische Situationen ideologisch ausgewertet werden können, dann glaube ich, ist es einfacher, heute mit Situationen umzugehen, bei denen man religiöse Gewalt erkennen kann.

Was bedeutet das für uns?

Schmid: Was die westliche Welt gegenwärtig besonders beschäftigt, ist der religiöse Superterrorismus. Dazu gehören vor allem die Selbstmordattentäter. Wenn man die Geschichte dieses religiösen Terrorismus anschaut, so wird man bemerken, dass er ganz jung ist und von zufälligen Faktoren abhängt. Das Selbstmordattentat hat in der islamischen Welt eigentlich keine Tradition. Die Sprengstoffgürtelattentate etwa gibt es seit 1982.

Wer hat damit angefangen?

Schmid: Die Hisbollah im Süden Libanons. Die ersten palästinensischen Selbstmordattentate wurden nicht von Palästinensern, sondern von Japanern ausgeführt. Am 30. Mai 1972 gab es

einen Kamikazeanschlag von drei Linksterroristen aus Japan, die im Flughafen von Tel Aviv mit Maschinengewehren im Auftrag der PLO 26 Menschen ermordeten, ohne Rücksicht auf das eigene Leben. Die japanische Kamikazetradition aus dem Zweiten Weltkrieg wurde so in die islamische Welt importiert, obwohl der Selbstmord im Koran, wie in der Bibel, kritisch betrachtet wird. Erst in den 1980er-Jahren wurde das Selbstmordattentat zur Märtyrer- und Heroentat hochstilisiert. Wenn man solche Mechanismen erkennt, wird deutlich, wie zufällig solche Entwicklungen sind und wie man vielleicht im Gespräch mit dem Islam zu Strategien kommen kann, um sie zu bekämpfen.

Kann man so dem Superterrorismus das Wasser abgraben? Sie haben darauf hingewiesen, dass der islamische Terrorismus eine Folge der Demütigungen der islamischen Länder und ihrer Kultur durch den Westen ist. Wo könnte man da ansetzen?

Schmid: Das Grundübel ist in der Tat die kollektive Demütigung. Man sollte aber die Hoffnung nicht verlieren, dass es überraschende Lösungsmomente geben kann. Der arabische Frühling war ja eine solche Bewegung. Dass er gescheitert ist, hängt mit dem Mangel an Erfahrung mit demokratischen Prozessen, der Korruption und dem Machismus, der fehlenden Gleichberechtigung der Frau in diesen Gesellschaften zusammen. Diese Probleme tragen zur Stabilität des bestehenden Systems bei. Sie lassen sich nicht innerhalb von wenigen Jahren ändern. Erfolgversprechend sind kleine, vertrauensbildende Schritte, die nachhaltige Entwicklungen auslösen können.

Drahtseilakt des Denkens

Gibt es gerechte Kriege? Wie steht es um die Moral des Terrorismus und der Terrorbekämpfung? Und sollen Roboter in Konflikten töten dürfen? Daniel Messelken denkt über die Ethik der Gewalt nach. Von Roger Nickl

Den Kriegsdienst hat er aus Gewissensgründen verweigert. Von militärischen Themen ist Daniel Messelken dennoch nicht losgekommen. Heute leitet der 38-Jährige das Fachzentrum Militärmedizinethik an der Universität Zürich. Neben der Forschung sensibilisiert der Philosoph in Kursen Militärärzte aus der ganzen Welt für ethische Probleme, die in Konfliktsituationen entstehen können. Und er denkt über das Verhältnis von Gewalt und Moral nach.

Dieses Verhältnis ist prekär. Gewalt und Moral, Krieg und Gerechtigkeit scheinen nie und nimmer unter denselben Hut zu passen. Pazifisten würden dem zustimmen und betonen, Gewalt sei unter keinen Umständen moralisch zu rechtfertigen. «Strikten Pazifismus kann ich nicht nachvollziehen», hält Daniel Messelken dagegen, «eine solche Haltung wird spätestens dann schwierig, wenn vor meinen Augen jemand verprügelt wird. Wenn ich dann nicht notfalls mit Gegengewalt eingreife, weil ich Gewalt prinzipiell missbillige, ist das wenig überzeugend.»

Initialzündung Kosovokonflikt

Mit der moralischen Frage, ob man als Aussenstehender in einen Gewaltkonflikt eingreifen soll, können nicht nur Einzelne konfrontiert werden, sondern auch Staaten. Etwa wenn humanitäre Interventionen in Erwägung gezogen werden, die Menschenrechtsverletzungen in einem anderen Land stoppen sollen. Ob eine solche Intervention zu rechtfertigen sei, wurde 1999 in Deutschland anlässlich des Kosovokriegs kontrovers diskutiert, Messelken hatte kurz zuvor in Leipzig sein Philosophiestudium begonnen. Schliesslich beschloss der Bundestag, sich an einem militärischen Eingriff auf dem Balkan zu beteiligen. Für

den Ethiker war diese Diskussion die Initialzündung, um sich intensiv mit dem Thema Gewalt und Moral zu beschäftigen. «Angesichts humanitärer Katastrophen ist es für Staaten nicht immer richtig, sich aus Konflikten herauszuhalten und zu argumentieren, man dürfe keine Gewalt anwenden», sagt Messelken heute, «andererseits sind die Grenzen für den legitimen Ein-



GERECHTE KRIEGE

Augustinus' Erbe

Kriege sind zu vermeiden, aber unter bestimmten Bedingungen notwendig. Dies war die Meinung von Augustinus. Der Kirchenvater und Philosoph begründete um 400 nach Christus die Lehre vom gerechten Krieg. Ihre Kriterien beeinflussen bis heute die moralischen Diskussionen zu Gewalt und Krieg.



satz von Gewalt und für Interventionen sehr eng.» Das ist genau die Crux bei diesem Thema. Spricht man sich für eine gerechtfertigte Anwendung von Gewalt aus, kommt man schnell in Teufels Küche.

Die moralischen Ambivalenzen gegenüber Gewalt und Krieg haben Tradition. Bereits der Kirchenvater und Philosoph Augustinus von Hippo hat sich um 400 nach Christus damit beschäftigt. Das Christentum wurde damals zur Staatsreligion. Um ihre Macht zu erhalten, musste die Kirche auch eine klare Position zum Thema Krieg entwickeln. Augustinus wurde ihr Vordenker. Der Philosoph ging davon aus, dass Kriege zwar möglichst zu vermeiden seien, dass sie aber unter bestimmten Bedingungen notwendig sein können. In seinem berühmten Werk «Vom Gottesstaat» formulierte er die ersten Ansätze einer

«Lehre vom gerechten Krieg», die über die Jahrhunderte hinweg weiterentwickelt wurde und bis heute die moralischen Diskussionen zu Gewalt und Krieg beeinflusst.

Gewalt aus Notwehr

Die Lehre vom gerechten Krieg, mit deren Tradition sich auch Ethiker Daniel Messelken beschäftigt, nennt sechs Kriterien, die erfüllt sein müssen, um einen bewaffneten Konflikt berechtigterweise zu beginnen (*ius ad bellum*). Dazu gehört etwa die *causa iusta*, ein gerechter Grund, der vorliegen muss. Dies bedeutet, Krieg kann nur eine Reaktion auf erlittene Gewalt sein. «Heute würden wir sagen, er ist nur in Notwehr oder zur Nothilfe erlaubt», sagt Messelken.

Im Weiteren muss eine militärische Auseinandersetzung die letzte Möglichkeit, die *ultima ratio* sein, um einen Konflikt zu lösen. Und sie muss mit der richtigen Einstellung, der *intentio recta*, geführt werden. Gerechtfertigt ist ein Einsatz von Gewalt demgemäss nur, um die legitime Ordnung wiederherzustellen, nicht aber um sich beispielsweise zu bereichern oder den Zugang zu Rohstoffquellen zu sichern.

Neben Kriterien zum Kriegsbeginn formuliert die Lehre vom gerechten Krieg auch Bedingungen, die innerhalb eines Kriegs zu berücksichtigen sind, damit dieser als gerecht gelten kann (*ius in bello*): In einem gewalttätigen Konflikt dürfen nur Kombattanten angegriffen werden, nicht aber Zivilisten, und die Gewalt darf nicht überborden, sondern muss angemessen eingesetzt werden. «Damit ein Krieg gerecht ist, müssen alle genannten Kriterien erfüllt sein», sagt Daniel Messelken, «in der Realität wird man allerdings keine Konflikte finden, auf die das zutrifft.» Die Lehre vom gerechten Krieg formuliert so gesehen ein Ideal, an dem sich gewalttätige Auseinandersetzungen messen müssen.

Viele der Kriterien für einen gerechten Krieg sind seit dem Westfälischen Frieden im Jahr 1648

in das entstehende Völkerrecht und schliesslich in die Genfer Konventionen eingeflossen, die Regeln zum Schutz von Menschen im Krieg festschreiben. «Mit der Entwicklung des Völkerrechts wurde die moralische Bewertung des Kriegs gleichzeitig etwas ausgeblendet», sagt Daniel Messelken, «Krieg wurde von der Mitte des 17. bis ins 19. Jahrhundert vor allem als Mittel der Rechtsdurchsetzung aufgefasst – er war eine Frage der Staatsräson und nicht der Moral.»

Im Lauf des 20. Jahrhunderts änderte sich das und moralische Überlegungen spielten beim Nachdenken über Gewalt wieder eine grössere Rolle. Gleichzeitig kam es zu einer Renaissance der Lehre vom gerechten Krieg in politischen und intellektuellen Debatten. So berief sich der einflussreiche amerikanische Philosoph Michael Walzer in den 1970er-Jahren auf diese Denktradition und interpretierte sie neu. Hintergrund dazu bot die Auseinandersetzung mit dem Vietnamkrieg und den Protestbewegungen im eigenen Land. Walzers Buch «Just and Unjust Wars» (1977) gilt heute als Klassiker zum Thema. Dieser Philosoph war es auch, der zusammen mit Kollegen 2002 das Manifest «What we're fighting for» veröffentlichte, das das Vorgehen der US-Regierung nach den Terroranschlägen vom 11. September 2001 unterstützte.

Terror und Moral

Gerade Entwicklungen wie der moderne Terrorismus und, in der Folge davon, die Terrorbekämpfung werfen neben rechtlichen auch viele moralische Fragen auf. «Immer wenn Recht weiterentwickelt werden muss, muss sich die Gesellschaft darüber Klarheit verschaffen, was die moralischen Grundlagen dafür sind», sagt Daniel Messelken, «etwa wenn der Einsatz von Drohnen oder von neuen Waffensystemen zur Terrorbekämpfung diskutiert wird, benötigen wir Orientierung und Regeln, die von Ethik und Moral geliefert werden können.» Einer dieser moralischen Orientierungspunkte ist die Lehre vom gerechten Krieg, deren Kriterien als eine Art Checkliste dienen können, um die Diskussion moralischer Fragen zu strukturieren.

Anhand dieser Checkliste lässt sich beispielsweise auch diskutieren, wie es um die Rechtfertigung von Terrorismus steht. «Wenn es in der Lehre vom gerechten Krieg um die Legitimität

von Gewalt geht, kann man auch Terrorismus an ihren Kriterien messen», sagt Ethiker Messelken, «man kommt allerdings schnell an die Grenzen einer möglichen Rechtfertigung terroristischer Gewalt. Denn auch wenn gerechte Gründe für den Einsatz von Terror vorstellbar wären, sind per Definition Unschuldige Opfer von Anschlägen; und diese Art von Gewalt bleibt illegitim.»

Doch Ethiker sind es gewohnt, Gedankenräume in allen möglichen Richtungen auszu-

«Strikten Pazifismus kann ich nicht wirklich nachvollziehen, eine solche Haltung wird spätestens dann schwierig, wenn vor meinen Augen jemand verprügelt wird.» Daniel Messelken, Ethiker

kundschaften. Daniel Messelken reizt es deshalb, weiterzudenken und sich zu überlegen, ob denn theoretisch eine Situation vorstellbar wäre, in der Terrorismus legitim sein könnte. «Das wäre in einer Gesellschaft vorstellbar, die sich demokratischen Regeln der Entscheidungsfindung unterworfen hat, zugleich aber eine Minderheit in undemokratischer Weise extrem verfolgt und unterdrückt.» In diesem Fall, meint Messelken, könnte es für diese kleine Gruppe gerechtfertigt sein, sich terroristischer Mittel gegen die nicht weiter unschuldige Mehrheit zu bedienen.

Unter Ethikern und Philosophen wurde in diesem Zusammenhang schon darüber debatiert, ob jüdischer Terrorismus gegen Nazi-Deutschland gerechtfertigt gewesen wäre. «Demokratisch ging es damals zwar nicht zu und her», meint Messelken, «wenn aber alle Deutschen moralisch verantwortlich gemacht werden könnten für die Verbrechen an den Juden, dann wäre ein begrenzter jüdischer Terrorismus legitim gewesen.»

Dass sich Terrorismus moralisch nicht oder kaum rechtfertigen lässt, liegt auf der Hand. Legitimitätsdefizite macht Ethiker Daniel Messelken allerdings auch bei der Terrorbekämpfung aus. «Im Drohnenkrieg gegen Terroristen beispielsweise werden auch viele Zivilisten, also Unschuldige, getötet», sagt der Philosoph, «allein

aus diesem Grund erfüllen Interventionen wie diejenigen in Afghanistan und im Irak die Kriterien für einen gerechten Krieg nicht durchgehend.» Das Ideal einer moralisch integren Kriegsführung bleibt auch in diesen Fällen in weiter Ferne.

Kämpfende Roboter

Letztlich mag ihr Einfluss auf die politische und militärische Praxis klein sein. Dennoch wird die Lehre vom gerechten Krieg für die moralische Auseinandersetzung mit Gewalt in Zukunft ein wichtiger Referenzpunkt bleiben, davon ist Daniel Messelken überzeugt. Etwa wenn es darum geht, den Einsatz von autonomen Waffensystemen zu diskutieren, die immer mehr in die Kriegstechnik Einzug halten.

Auch zu dieser Entwicklung muss die Gesellschaft einen moralischen Standpunkt haben und sich zum Beispiel fragen, ob Roboter in Konflikten künftig zum Töten eingesetzt werden dürfen. «Ich habe dazu keine eindeutige Meinung», sagt Messelken, «einerseits kann man gegen eine perfekte Maschine, die im Krieg gezielt nur noch «die Bösen» töten würde, wenig einwenden; andererseits wird es diese perfekte Maschine wohl nie geben, schon weil sich «gut» und «böse» nicht so eindeutig bestimmen lassen.» Sich mit Fragen zu Moral und Gewalt auseinanderzusetzen, bleibt ein Drahtseilakt des Denkens, gerade weil sich solche Ambivalenzen nicht vermeiden lassen.

Kontakt: Dr. Daniel Messelken, messelken@ethik.uzh.ch

Die Brust im Gefechte gelüftet

Was verbindet Schillers Reiterlied mit den Nazis und den Dschihadisten? Sie verführen mit grandiosen Versprechen und legitimieren Gewalt. Die forensische Psychologin Henriette Haas analysiert solche Botschaften. Von Thomas Gull

Soldat – noch besser Kavallerist – zu sein, ist etwas Grossartiges. Das zumindest verspricht Friedrich Schillers Reiterlied aus dem Drama «Wallenstein».

«Wohlauf Kameraden, aufs Pferd aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was wert.
Da wird das Herz noch gewogen.»

Der tapfere Soldat wirft die Ängste des Lebens weg und reitet dem Schicksal entgegen, keck.

Die forensische Psychologin Henriette Haas, die Texte von Straftätern analysiert, um Widersprüche und versteckte Botschaften aufzudecken, ist durch Zufall auf Schillers Reiterlied aufmerksam geworden. An einer «missglückten» Abdankung sei auf den Schluss des Reiterlieds als Lebensmotto des Verstorbenen hingewiesen worden, erzählt sie. Dieser lautet: «Und setzet ihr nicht das Leben ein / Nie wird euch das Leben gewonnen sein.» Haas ging der Sache nach und fand heraus, dass es sich dabei um einen Wahlspruch der Nationalsozialisten handelt, den diese in ihrer Propaganda verwendeten. Schillers Reiterlied wurde – wie Schiller selbst – von der NSDAP vereinnahmt. Das Lied wurde in ihre Liederbücher aufgenommen und zum Soundtrack für militärische Propagandafilme. Hitlers Propagandaminister Joseph Goebbels belobigte Schiller als Revolutionär, der, wenn er denn in der Zeit des Nationalsozialismus gelebt hätte, «ein dichterischer Vorkämpfer» der Nazi-Revolution geworden wäre.

Ein lustiges Los

Haas, Professorin für Forensische Psychologie an der UZH, kam zum Schluss, dass sich Schillers Reiterlied als Fallbeispiel für eine von ihr entwi-

ckelte Analysemethode eignet. Bei der Haas'schen Analyse wird der Text in fünf Schritten seziert. Damit wird sichergestellt, dass alle relevanten Aspekte berücksichtigt und untersucht werden.

Die Analyse von Schillers Text zeigt, wie Propaganda funktioniert und wie Gewalt legitimiert wird. Die Reiter werden als Helden dargestellt, als furchtlose freie Männer, die dem Tod ins An-



KRIEGSPROPAGANDA

Fatale Verführung

**Die Propaganda ist gleich und gleich einfach gestrickt, von den Nazis bis zu den Dschihadisten.
Allen gemein ist das Versprechen, sich nehmen zu können, was man will, wenn man zur Gruppe der Auserwählten gehört.**



gesicht schauen und den Kampf nicht scheuen: «Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt / Die Brust im Gefechte gelüftet!» Sie werden für ihren Mut reichlich belohnt – vom Himmel fällt ihnen zu «ein lustig Los», sie leben in Saus und Braus – und müssen nichts mit Müh erstreben, auch nicht die Gunst der Frauen – sie nehmen sich, was ihr Herz begehrt. Ganz anders sieht es für die Verlierer aus, die armseligen «Fröner», die Frohnarbeiter, die zeitlebens graben und schaufeln, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen.

Wie die Nazis erkannt haben, ist Schillers Lied eine Blaupause für militärische Propaganda, die vor allem eines tut: Sie appelliert an den männlichen Stolz und macht grandiose Versprechen. «So funktioniert Verführung», sagt Henriette Haas, «und dies über alle Zeiten hinweg bis heute.» Dies, obwohl die ursprüngliche Absicht wohl eine andere war. Wenn man Schillers Lied

im Kontext des «Wallenstein» betrachtet und seinen eigenen Werdegang als Militärarzt kennt, wird klar, dass er den im Reiterlied dargestellten leichtfertigen Enthusiasmus nicht teilte. «Das Theaterstück ist – wie Goethes «Faust» – eine Warnung an die Jugend, ihr Leben nicht unnütz zu vertun», sagt Haas, «Schiller kritisiert mit seinem Drama die Söldner und entlarvt ihren Lebensentwurf als verfehlt.» Man könnte Schillers offenkundig übertriebene Darstellung des Heldentums auch ironisch lesen. Und im Lied gibt es Hinweise, dass das Soldatenleben doch nicht so toll sein könnte – den Soldaten, den «triffts» wohl

irgendwann, wenn nicht heute, dann morgen, und «Er hat auf der Erde kein bleibend Quartier / Kann treue Liebe nicht bewahren», weil ihn das «rasche Schicksal» fortreibt.

Allmachtsfantasien

Die Nazis haben mit der heroischen Inszenierung des Reiterlieds die Menschen manipuliert, die Dschihadisten im 21. Jahrhundert versprechen den jungen Männern nicht nur Lebenssinn, Ruhm und Ehre, sondern auch Wohlstand und Frauen. Eine Botschaft, die heute offenbar genauso verfängt wie vor 200 Jahren.

Die Propaganda ist gleich und gleich einfach gestrickt, von den Nazis bis zu den Dschihadisten. Allen gemein ist, dass man sich nehmen kann, was man will, wenn man zur Gruppe der Auserwählten gehört. Es gilt das Recht des Stärkeren. Tatsächlich wurde und wird das auch praktiziert: Die Nazis etwa haben die Juden enteignet, die Dschihadisten entführen Frauen und halten sie als Sklavinnen – die passende Stelle dazu aus dem Reiterlied ist: «Er wirbt nicht lange, er zeigt nicht Gold / Im Sturm erwirbt er den Minnesold.» «Das Reiterlied, die Nazis und die Dschihadisten versprechen Allmacht», analysiert Haas, «die Männer werden respektiert weil sie Männer und Soldaten sind, und können die anderen dominieren.» Die Vorstellung des Herrenmenschentums, die Schillers Reiter mit den Nazis und den Dschihadisten verbindet, ist ein gemeinsames Element.



EINSdreissig, #128_010811



RIOTS, #02_2013

hadisten teilen, legitimiert auch Gewalt. Einerseits durch die Vergewisserung der eigenen Überlegenheit, andererseits dadurch, dass die anderen für minderwertig erklärt werden. Bei Schiller sind das die tumben Fröner und ganz allgemein das «feige Menschengeschlecht». Für die Nazis waren Juden, Behinderte, Roma, Homosexuelle und Kommunisten Untermenschen, die man ohne schlechtes Gewissen vernichten konnte. Bei den Dschihadisten sind es die Ungläubigen, die man bedenkenlos köpft.

Chronisch beleidigt

Doch weshalb sind Menschen empfänglich für solche Botschaften? Weshalb lassen sie sich verführen? Für Haas hat das viel mit den Fantasien zu tun, die man mit dem eigenen Leben verbindet. «Wenn ich grandiose Vorstellungen davon habe, wer ich bin oder sein möchte, werde ich nur zufrieden sein, wenn ich etwas ganz Besonderes bin und von den anderen bewundert werde.» Wer findet, er müsste eigentlich ein König sein, dem dürfte das, was das ordinäre Leben zu bieten hat, nicht genügen. «Solche Leute sind deshalb chronisch beleidigt», erklärt Haas. Wer unterfüllte Fantasien von Grösse hat, bei dem verfangen solche Versprechen. «Deshalb fühlen sich nicht nur Zukurzgekommene von solchen Botschaften angesprochen, sondern auch Mittelschichtkinder mit intakten Lebenschancen.»

Doch die Versprechen sind hohl, die Konsequenzen verheerend – zuerst für die Opfer, letztlich auch für die Täter. Die meisten von Schillers Kameraden, die eben noch hochgemut auf dem Ross sassen, finden den Tod auf dem Schlachtfeld; die Weltherrschaftsfantasien der Nazis haben nicht nur Millionen Menschen umgebracht, sondern sie haben auch ihr eigenes Land und ihre eigene Psyche zerstört. «Faszinierend an Schillers Drama ist, dass es die Innenperspektive der enthusiastischen Mörder zeigt», sagt Haas, «als verführte Jugendliche und im fortgeschrittenen Alter. Sie sterben zuletzt als innerlich gespaltene, heuchlerische und verbitterte Männer.» Den Dschihadisten droht das gleiche Schicksal.

Kontakt: Prof. Henriette Haas,
henriette.haas@psychologie.uzh.ch

Morden im Ostkongo

Weltweit sind 40 Millionen Menschen auf der Flucht in ihrem eigenen Land, vertrieben von Gewaltregimes. Politgeograf Stephan Hochleithner untersucht das Phänomen der Binnenflüchtlinge im Ostkongo. Von Michael Ganz

So richtig Angst musste er nur zweimal haben: einmal, als Milizen die Stadt, in der er sich gerade aufhielt, mit Splittergranaten beschossen, und einmal, als ihn die kongolesische Staatspolizei festnahm, weil er angeblich für regierungsfeindliche Gruppen Söldner anwarb. Dabei war Stephan Hochleithner bloss seiner Forschungsarbeit im Feld nachgegangen und hatte mit Kleinbauern gesprochen, die sich gegen Landenteignungen wehrten.

Zugang zu kultivierbarem Land – dieses Thema hat Stephan Hochleithner letztlich in den Ostkongo geführt. Für seine Masterarbeit forschte er über die Vertreibung der San, sogenannten Buschleuten, aus dem zwischen Botswana und Südafrika gelegenen Kgalagadi Transfrontier National Park. In seiner Doktorarbeit vertieft er ein ähnliches Thema am Beispiel von Kleinbauern, die der Staat dem Naturschutz zuliebe aus dem Virunga National Park im Nordosten der Demokratischen Republik Kongo vertrieben hat.

Im Ostkongo begegnete Hochleithner dann Menschen, die sich aus anderen politischen Gründen auf der Flucht befanden. Im benachbarten Ruanda waren 1994 blutige Kämpfe zwischen Hutus und Tutsis ausgebrochen und später über die Grenze geschwappt. 2012, als Hochleithner in den Ostkongo kam, terrorisierte gerade die Rebellengruppe M23 das Land; bald waren es die Milizen der Allied Democratic Forces, die in der Bevölkerung Massaker anrichteten. Heute kennt man rund 70 bewaffnete regierungsfeindliche Gruppierungen, die hier mordend und brandschatzend von Dorf zu Dorf ziehen.

Europa ist weit weg

Allein im Ostkongo sind zurzeit rund eine Million Menschen auf der Flucht, um ihre nackte Haut vor den selbsternannten Rebellen zu retten. Die allerwenigsten haben Mittel und Möglichkeiten, um

über die Grenze, geschweige denn nach Europa zu gelangen. Sie bleiben deshalb Binnenvertriebene im eigenen Land – Internally Displaced Persons oder IDPs, wie sie im Fachjargon heissen. Weltweit, so schätzt man, gibt es doppelt so viele IDPs wie grenzüberschreitende, also sogenannte normale Flüchtlinge. «Im Gegensatz zu normalen Flüchtlingen sind IDPs international nicht relevant», sagt Stephan Hochleithner. «Das ist der Grund, weshalb wir kaum etwas von ihnen wissen.»

Viermal reiste Hochleithner innert drei Jahren in den Ostkongo, insgesamt etwa sechs Monate brachte er dort mit Feldforschung zu. Schon bald kaufte er sich ein geländegängiges Motorrad – das einzige Verkehrsmittel, das in diesem Land ohne Strassen ein einigermaßen rasches Fortkommen erlaubt. Hochleithner besuchte Vorstadtsiedlungen und abgelegene Dörfer, hielt sich aber nie lange an einem Ort auf. «Die Sicherheitslage war immer und überall heikel. Ich blieb deshalb stets in Bewegung.»

Als erster Weissler im Dorf

Hochleithner führte insgesamt rund 50 Einzel- und 10 Gruppengespräche mit Binnenvertriebenen. Ein kongolesischer Berufskollege begleitete ihn und half ihm als Übersetzer – was selbst für den einheimischen Ethnografen keine leichte Aufgabe war: In ländlichen Gegenden werden anstelle von Suaheli oft noch alte Lokalsprachen verwendet. Nicht überall gelang es Stephan Hochleithner zudem, die Interviews aufzuzeichnen; oft fürchteten sich die Menschen vor Mikrofon und Computer. Also hielt Hochleithner alles handschriftlich fest. Auch seine Beobachtungen und Gedanken schrieb er in ein Heft. «Ich hatte am Ende Tonnen von Notizen. Das Feldtagebuch ist in der Ethnografie auch heute noch zentral.»

Etwas abenteuerlich war Hochleithners Unterfangen mitunter schon. «Als ich in einem Dorf

ankam, liefen die Kinder zusammen und stoben gleich wieder angstvoll auseinander. Manche von ihnen hatten wohl noch nie einen Weissen gesehen.» Seine weisse Haut erschwerte die Arbeit des Politgeografen, denn viele Kongolesen hielten ihn für einen Hilfswerkmitarbeiter. «Bei den Befragungen bekam ich deshalb oft strategische Antworten, die auf Hilfeleistungen abzielten und nicht unbedingt der Realität entsprachen.» Hochleithner musste sich jedes Mal von neuem erklären. «Gelang dies, waren die Menschen dann bald sehr offen.»

Die Erkenntnisse, die Hochleithner aus seiner qualitativen Studie – den Einzel- und Gruppengesprächen – gewann, überprüfte er mit einer quantitativen Umfrage. Er verteilte rund 2000 Fragebogen an Binnenvertriebene, um so seine Hypothesen zu festigen. Auf diese Weise liess sich beispielsweise sein Verdacht erhärten, dass es die Monetarisierung, also der Wandel von Sach- zu Geldwerten ist, die den Kleinbauern im Ostkongo und damit auch der Million ostkongolesischer Binnenflüchtlinge den Zugang zu nutzbarem Land erschwert.

Verdammt zum Tagelöhnerdasein

Früher funktionierten Landwirtschaft und Handel im Ostkongo nach dem sogenannten Muhako-Prinzip, einer Art Feudalsystem, gemäss dem das Land der Allgemeinheit gehörte und man Landrechte mit Tributen wie etwa Ziegen oder Ernteanteilen abgalt. «Der Zugang zu Land war heiratsrelevant, er bestimmte die Familienstruktur», sagt Hochleithner. «Der Austausch von Land gegen Tribute bildete den eigentlichen Kitt der ostkongolesischen Gesellschaft. Er definierte die sozialen Beziehungen und sicherte die Reproduktion.» Dann brachten die Kolonisatoren den Kapitalismus nach Afrika. Sie enteigneten die Kleinbauern, um Plantagen und Minen anzulegen; Proteste gegen die Landnahme schlugen sie mit Waffengewalt nieder. Land wurde zum Privatbesitz und war zu grossen Teilen nur noch gegen Geld zu haben.

Das ist so geblieben und bringt die Binnenvertriebenen heute in grosse Not. Gelingt ihnen die Flucht vor den gewalttätigen Milizen, versuchen sie ihr Glück am Rand der Städte oder in Dörfern; Flüchtlingslager existieren im Ostkongo kaum.

Oft kommen Binnenvertriebene am neuen Ort in der Gemeinschaft unter, der Zugang zu Land indes bleibt ihnen zumeist verwehrt. So verdienen sie sich als Tagelöhner, tragen Wasser vom Fluss zum Dorfplatz, rösten Erdnüsse oder backen Brot, um es auf der Strasse zu verkaufen.

Ein Grossteil der ostkongolesischen Binnenvertriebenen landen schliesslich in den Städten. Allein: Jobs gibt es für sie keine. Viele lassen sich also aus lauter Verzweiflung von den Milizionären anwerben, vor denen sie ursprünglich geflohen sind. Denn diese bieten «Arbeit», ein Dach über dem Kopf und gesicherte Verpflegung an. So erhalten die bewaffneten Guerillagruppen im Land stets wieder Verstärkung, und das Rad des Terrors dreht sich weiter.

Den internationalen Organisationen gelingt es zwar, die Not der Binnenvertriebenen etwas

nach seinen jahrelangen Studien hält Hochleithner kein Rezept für die Lösung der Binnenfluchtproblematik bereit. «Für Lösungsansätze dieser Art gibt es versiertere Leute als mich. Ich stelle meine Forschungsergebnisse gerne der Politik zur Verfügung, aber ich selber bin kein Politiker.» Seine Stärke sei die Analyse, sein Terrain die Wissenschaft.

Hochleithners Ziel ist es, die Dynamik von Konflikten, wie sie im Ostkongo herrschen, besser zu verstehen. Zurzeit schreibt er an seiner Dissertation. Sein nächster Schritt wird eine Postdoc-Arbeit sein mit einer etwas globaleren Sicht auf jenes fatale Dreieck von Gewalt, Landnahme und Binnenflucht. «Ich will einen analytischen Rahmen entwickeln, mit dessen Hilfe sich gesellschaftliche Konflikte um Land international betrachten lassen.»

Was sind Stephan Hochleithners wichtigste Erkenntnisse aus seiner bisherigen Forschungsarbeit? «Der Kolonialismus», so sagt Hochleithner ohne Umschweife, «hat den Grundstein für die heutige Entwicklung gelegt.» Die strukturelle Gewalt, die den Ostkongo heute im Würgegriff habe, basiere letztlich auf der physischen Gewalt, mit der sich die Kolonialisten das Land einst angeeignet hätten. Auch die Konflikte um den Landbesitz stammen aus jener Zeit: «Wird Land eingefriedet, verändert sich die Sozial- und

Wirtschaftsstruktur, und das Konfliktpotenzial wächst schlagartig», sagt Hochleithner.

Als Beispiel verweist er auf die Militarisierung des Naturschutzes, wie sie in vielen afrikanischen Nationalparks geschieht: Parkwächter gingen heute mit Bluthunden, Panzerfäusten und Kampfhubschraubern gegen ihre eigenen Landsleute vor, wenn diese ihr Recht auf Land zu beanspruchen suchten. Stephan Hochleithner: «Die Gewalt im Kongo, ob staatlich oder regierungsfeindlich, ist das Resultat der Ungleichheiten, die der Kapitalismus produziert. Mit meiner Forschung versuche ich, dazu beizutragen, dass sich diese Ungleichheiten verringern.»

Kontakt: Stephan Hochleithner,
stephan.hochleithner@geo.uzh.ch



BINNENFLÜCHTLINGE

Das Rad des Terrors

Ein Grossteil der Binnenflüchtlinge im Ostkongo landet in den Städten. Weil es dort keine Arbeit gibt, lassen sich viele von ihnen von den Milizionären anwerben, vor denen sie geflohen sind. Das Rad des Terrors dreht sich weiter.



zu mildern. Neben Wasser und Nahrung bieten Hilfswerke etwa medizinische und psychologische Betreuung an, dies insbesondere für die unzähligen Opfer von Massenvergewaltigungen sowohl durch Milizen als auch durch Angehörige der nationalen Armee. Viel mehr lasse sich nicht erreichen, meint Stephan Hochleithner, die Dynamik der Gewalt sei von aussen kaum direkt beeinflussbar.

Im Würgegriff der Gewalt

Die Vereinten Nationen, die im Ostkongo ihre erste militärische Offensiveinheit stationiert haben, versuchen, die Gewalt einzudämmen und die Region zu stabilisieren – auch das ist nach Hochleithners Ansicht nicht viel mehr als Symptombekämpfung. «Symptombekämpfung ist zweifellos notwendig», sagt er, «man darf bloss nicht glauben, danach sei alles gut.» Auch

Nach dem Krieg

Es ist nicht selbstverständlich, dass vom Krieg Geschädigte als Opfer anerkannt werden. Die Historikerin Svenja Goltermann erforscht, wie sich der Opferbegriff in den vergangenen 150 Jahren etabliert hat. Von Thomas Müller

Das Foto war erschütternd. Es zeigte den Leichnam eines dreijährigen Jungen an einem Strand in der Türkei. Der kleine Körper lag auf dem Bauch im nassen Sand – blaue Shorts, rotes T-Shirt, die Schuhe noch an den Füßen. Aylan Kurdi, so hiess das Kind, war mit seiner Familie auf der Flucht vor dem syrischen Bürgerkrieg im Mittelmeer ertrunken. Das Bild ging am 2. September 2015 um die Welt. Medienberichte zeugten davon, wie sehr es die Menschen bewegte. Die Massenmedien versinnbildlichten mit dieser drastischen Aufnahme, dass viele Flüchtlinge aus Syrien als Opfer angesehen wurden.

«Wo die Schuld lag, wurde unterschiedlich eingeschätzt, doch die Flüchtenden galten damals eindeutig als Opfer», sagt Svenja Goltermann, Professorin für Geschichte der Neuzeit am Historischen Seminar der Universität Zürich. Sei es als Opfer islamistischer Gewaltexzesse, als Opfer eines Bürgerkriegs, als Opfer skrupelloser Schlepper oder als Opfer einer verantwortungslosen Flüchtlingspolitik. Schon bald aber drehte sich der Wind.

Aggressive Satire

Im Januar 2016 provozierte die französische Satierezeitschrift «Charlie Hebdo» mit der Frage, was aus Aylan geworden wäre, wenn er überlebt hätte, und lieferte die Antwort: «ein Hinterngrabscher in Deutschland». Hässlicher lasse sich die Wende in der Flüchtlingsdebatte nach den Kölner Ereignissen nicht zusammenfassen, stellte die «Frankfurter Allgemeine Zeitung» ernüchtert fest. Nach den terroristischen Anschlägen in Paris und Berichten über sexuelle Übergriffe in der Silvesternacht in Köln war die Haltung gegenüber Flüchtlingen, die nach Europa wollten, viel aggressiver geworden.

Das Beispiel der syrischen Flüchtlinge zeigt, wie wandelbar Opferwahrnehmungen und -zu-

schreibungen sind. Ob die Gesellschaft Menschen, die Gewalt erleiden, einen Opferstatus zuschreibt, kann dabei mit Eigeninteressen zu tun haben. Als Anfang August offenbar mehrere Dutzend Menschen bei Giftgasangriffen in Aleppo ums Leben kamen, wurden sie angesichts der völkerrechtlichen Ächtung chemischer Kampfstoffe sofort als Opfer bezeichnet. Wer aber vor der Gewalt in Syrien nach Europa geflüchtet ist,

*Flüchtlinge aus Syrien werden heute
nur noch selten als Opfer bezeichnet –
das hat häufig mit dem Mass der
Ansprüche zu tun, die man
Migranten einräumen will.*

erhält diese Zuschreibung gegenwärtig am ehesten noch in politisch linksgerichteten Medien. Das hat mit dem Mass der Ansprüche zu tun, die man Migranten einräumen will.

In welchem Kontext jemand als Opfer wahrgenommen wird, hängt von unterschiedlichen Faktoren ab und hat sich über die Zeit markant verändert. Heute ist das Wort «Opfer» geläufig, nicht nur im Kontext von Krieg und Gewalt, sondern auch in weniger einschneidenden Situationen. Verkehrsunfälle fordern ebenso Opfer wie der Fluglärm, es gibt Opfer von Umweltverschmutzung oder des Mobbing in der Schule.

Svenja Goltermann erforscht die Geschichte dieser Opferzuschreibung in Europa, die sie vom späten 18. Jahrhundert bis in die Gegenwart untersucht. Ihr Fokus ist derzeit vor allem der Krieg. Im ausgehenden 18. Jahrhundert war die Zuschreibung, ein Opfer geworden zu sein, auf diesem Feld inexistent. Es gab wohl Leidende oder Gefallene, aber man benutzte die Redewendung nicht, jemand sei Opfer eines Kriegs geworden.

Soldaten zogen in Kriege, viele kehrten nicht mehr zurück. Ihre Namen wurden nicht erfasst. Den Staat interessierte lediglich, wie viele unter dem Strich noch da waren, um in den Kampf zu ziehen. Und niemand hätte von sich behauptet, Opfer «von etwas» geworden zu sein. Das Wort wurde seinerzeit einzig in seiner anderen Bedeutung benutzt: Man erbrachte ein Opfer «für etwas» – für eine höhere Instanz, das Vaterland zum Beispiel, die Nation, den König oder für Gott.

Toten einen Namen geben

Etabliert hat sich die Zuschreibung, Opfer «von etwas» geworden zu sein, im Lauf der letzten 150 Jahre. Diese Ausweitung ging schrittweise vonstatten. Zudem war sie an eine ganze Reihe von Voraussetzungen geknüpft. Dazu gehörten beispielsweise die Entwicklung des modernen Staats an der Wende zum 19. Jahrhundert und der Ausbau der Bürokratie, die immer mehr Menschen namentlich erfasste. Das war unter anderem wichtig, wenn es um Erb- und Zivilstandsregelungen ging – auch im Kontext von Kriegen.

Ein Beispiel dafür: Grossbritannien hatte an der Wende zum 19. Jahrhundert, insbesondere während der ersten beiden Koalitionskriege gegen Frankreich 1793–1802, das Problem, genug Männer für den Krieg und zur Sicherung der Kolonien in der Karibik zu rekrutieren. London setzte neue Anreize und begann, das Erbrecht zu ändern. Soldatenwitwen erhielten die Möglichkeit, Ansprüche auf das Erbe geltend zu machen. Das waren erste kleine Schritte, um die Versorgung der Hinterbliebenen zu verbessern, wie es sie auch in anderen Ländern gab – was fortan die namentliche Erfassung der Getöteten erforderte.

Auch die Medizin war massgeblich dafür verantwortlich, dass und wie der Tod von Soldaten thematisiert werden konnte. Vor allem die Militärärzte in den Kolonien waren bereits seit dem 18. Jahrhundert gezwungen, sich mit Todesursachen zu beschäftigen. Denn dort starben mehr Soldaten an Krankheiten als auf dem Kontinent. Die Ärzte führten diese hohe Morbidität – ein ungeheurer Verschleiss menschlicher und finan-

zieller Ressourcen – zunächst auf das Klima zurück. Wer damals im Krieg oder in den Kolonien erkrankte und starb, wurde vorerst allerdings noch nicht als Opfer bezeichnet.

Dies änderte sich erst Jahrzehnte später, als die Medizin geltend machte, der Staat könne etwas gegen dieses Sterben tun. Ärzte forderten, dass dazu die hygienischen Verhältnisse optimiert werden müssten, etwa durch bessere Platzverhältnisse in Baracken und Lazaretten. blieb der Staat untätig, sah er sich fortan dem Vorwurf ausgesetzt, er nehme unnötig Tote in Kauf. Diese Toten wurden dann – erstmals – als «victims» bezeichnet. «Der Begriff Opfer ist an ein feststellbares Versäumnis und einen benennbaren Verantwortlichen gekoppelt», erläutert Svenja Goltermann. Das Opfer ist somit eine zu Unrecht leidende Person.

Kriegsfolge oder Veranlagung?

Etabliert war der Opferbegriff damit noch längst nicht. Dass sich die Zuschreibung im 20. und 21. Jahrhundert überhaupt herausbilden und ausweiten konnte, liegt wesentlich in völkerrechtlichen Veränderungen begründet, die darauf zielten, den Krieg zu «zivilisieren». Mit den Abkommen der Haager Friedenskonferenzen, einberufen 1899 und 1907, wurde kodifiziert, dass Kriege zwischen Soldaten geführt und Zivilisten geschützt werden müssen. Damit geriet das Leiden der Bevölkerung ganz anders ins Blickfeld als zuvor. Die neuen völkerrechtlichen Bestimmungen erlaubten es, Gewalt an Zivilisten und Kriegsgefangenen als Kriegsverbrechen zu benennen – ein Begriff, den das 19. Jahrhundert noch gar nicht kannte.

Auch eine zivile Person konnte nun Opfer sein – in gewissen Weltgegenden zumindest. Denn das humanitäre Völkerrecht kam in den Kolonien nicht zum Zug. Es galt nur für Kriege zwischen «zivilisierten» Staaten, und die Kolonien fielen mangels Staatsbildung nach europäischem Vorbild prinzipiell nicht unter diese Definition. Somit durften Kriegstechniken, die in der Heimat nicht mehr zulässig waren, dort weiterhin gegen die angeblich «Unzivilisierten» angewendet werden.

Die hohe Zahl von Toten in den beiden Weltkriegen war laut Goltermann kein hinreichender

Grund, dass Menschen zunehmend als Opfer bezeichnet wurden. «Entscheidender war – neben den völkerrechtlichen Veränderungen – namentlich die Ausdifferenzierung von Sozialleistungen im Kontext des Ersten Weltkriegs», sagt sie. Die von gemeinnützigen Organisationen geleistete freiwillige Versorgung wurde zunehmend abgelöst durch Ansprüche, die Hinterbliebenen von Gefallenen und Kriegsverletzten seitens des Staates eingeräumt wurden. Renten für Versehrte waren dabei meist an die Einschränkung der Erwerbsfähigkeit gekoppelt.

Dass nicht alle Leiden eindeutig auf den Krieg zurückzuführen waren, komplizierte dabei die Sache. War Asthma nach einem Jahr Gefangenschaft eine anrechenbare Kriegsfolge oder einfach eine angeborene Veranlagung? Das Problem stellte sich bei inneren Leiden genauso wie bei psy-

Goltermann. Sie nennt als Beispiele sexuelle Gewalt, die Prügelstrafe oder die ohne die moderne Traumakonzeption undenkbar Diskussion über die Entschädigung von Verdingkindern, die dieses Jahr vom eidgenössischen Parlament beschlossen worden ist. Wer als Opfer anerkannt werde, sei allerdings seit über 150 Jahren politisch oft hochgradig umstritten, sagt Goltermann. Von einer ungebrochenen Tendenz könne mit Blick auf die ganze Periode nicht gesprochen werden. Derzeit ortet die Forscherin eine Phase der Diskreditierung des Opferbegriffs, die weit über die Flüchtlingsdebatte hinausgeht.

Die Scham der Leidenden

Das Stichwort dazu lautet Resilienz – die individuelle Fähigkeit, psychische Krisen zu meistern. Im Prinzip ist dies eine positive Eigenschaft.

Denn wem wäre nicht zu wünschen, in einer schwierigen Lebenssituation – dem Tod des Partners oder Kindes zum Beispiel – wieder selbst zu Kräften zu kommen? Bloss: Problematisch am Resilienzkonzept ist, dass zunehmend propagiert wird, Menschen seien in der Lage, belastende Situationen auszuhalten und selber zu meistern. «Wenn Resilienz zu einer neuen Ideologie wird – und Anzeichen dafür sind zu erkennen –, werden Opfer wieder diskreditiert», sagt Goltermann.

In den 1970er-Jahren galten Männer oft noch als Memmen, wenn sie zeigten, dass sie litten. Sich selbst als Opfer zu bezeichnen, war für sie nicht möglich. Bis in die 1950er-Jahre hinein schämten sich sogar viele Überlebende des Holocaust, sich als Opfer zu bezeichnen. Die Schweiz kennt erst seit 1993 eine gesetzliche Verankerung der Opferhilfe. Soll das Rad der Zeit zurückgedreht, sollen die mit dem Opferbegriff verbundenen sozialen, rechtlichen und politischen Errungenschaften aufgegeben werden? Svenja Goltermanns Forschung liefert historische Reflexion zu einem Phänomen, das gegenwärtig neu verhandelt wird.

Kontakt: Prof. Svenja Goltermann, svenja.goltermann@fsw.uzh.ch



KRIEGSOPFER

Traumatisierte Soldaten

Heimkehrer aus dem Zweiten Weltkrieg mussten sich schnell wieder in den Alltag einfügen. Gelingt dies nicht, wurde eine anlagebedingte Störung attestiert. Erst die Anerkennung von psychischen Traumata als Kriegsfolge 1980 veränderte diese Wahrnehmung.



chischen Folgen von Kriegserlebnissen. Nach dem Zweiten Weltkrieg ging die Mehrheit der Fachleute zunächst davon aus, dass Menschen nach dem Ende des Kriegs oder bei der Rückkehr aus der Gefangenschaft drei oder vier Monate Erholung brauchten, nach Konzentrationslagerhaft vielleicht ein halbes Jahr oder ein Jahr: «Wenn sich jemand nach dieser Zeit nicht wieder in den Alltag einfügte, arbeiten ging und am sozialen Leben teilnahm, sprach die Medizin nicht mehr von einer Kriegsfolge, sondern von einer anlagebedingten Störung.»

Erst die offizielle Anerkennung der posttraumatischen Belastungsstörung als Krankheitsfolge im Jahr 1980 sorgte für die Ausweitung des Opferbegriffs im heutigen Ausmass. «Die Frage, was überhaupt Gewalt bedeutet und einschliesst, hat sich dadurch massiv verändert», sagt Svenja



Vom Wurzelbunker zum urbanen Chic

Ob Gemüse-Gazpacho, Thai-Curry, libanesisches Badingal oder Vegi-Tonnato – das «Hiltl» ist längst nicht mehr aus Zürichs Gastronomie wegzudenken. Das vegetarische Restaurant steht für einen zeitgemässen, urbanen Vegetarismus und einen ebensolchen Lebensstil. Wer im «Hiltl» isst, hat weit mehr als nur Gemüse auf dem Teller: Nebst indisch gewürzten Fleischimitaten mit geheimer Rezeptur finden sich in den Speisen auch Ingredienzien ideeller Art: Exklusivität, Attraktivität und Individualität, Gesundheit, Verantwortung und Nachhaltigkeit, Genuss, Erlebnis und mehr. Diese Mischung scheint den Nerv der Zeit zu treffen. Denn die Hiltl AG expandiert wie kaum ein anderes Gastro-Unternehmen der Schweiz. Nebst dem geschichtsträchtigen Stammlokal an der Sihlstrasse 28 finden sich mittlerweile im Strandbad Mythenquai, auf der Dachterrasse des PKZ Women an der Bahnhofstrasse, in der Sihlpost und bald schon in der ehemaligen Perla Mode an der Langstrasse Restaurants mit dem Familiennamen Hiltl. Die sorgfältige Auswahl der Liegenschaften geht im Gleichschritt mit der anhaltenden Gentrifizierung Zürichs. Mit der Perla Mode hat die Stadt wieder einen Kunst-Freiraum zugunsten eines Neubaus verloren.

Dass das «Hiltl» alle überdauert und zum heute ältesten vegetarischen Restaurant wird, hätte Ambrosius Hiltl 1904 bei der Übernahme des sechs Jahre zuvor eröffneten «Vegetarierheim und Abstinenz-Café» wohl nicht gedacht. Selbst durch strikte vegetarische Diät von einer rheumatischen Erkrankung geheilt, rettet der deutsche Schneider das vor der Schliessung stehende, im Volksmund als Wurzelbunker verhöhlte Lokal.

Spötteleien und wissenschaftliche Kritik

Im ausgehenden 19. Jahrhundert entwickelt sich im Kontext der Lebensreformbewegung der moderne Vegetarismus. Doch stösst dieser zunächst auf Unverständnis. Die Vegetarier seien dem Wahn verfallen, so der O-Ton des «Tages-Anzeigers» 1907: Nackt, ungekämmt und ungewaschen

würden sie sich in selbst gegrabenen Höhlen verkriechen. Spötteleien dieser Art finden sich um 1900 in unzähligen Anekdoten. Begleitet werden sie von einer ernährungswissenschaftlich legitimierten Kritik an der fleischlosen Ernährung, die als gesundheitsschädigend gilt.

Warum löst der freiwillige Fleischverzicht vor gut hundert Jahren solch ein Unbehagen aus? Was hat es mit den Spötteleien und Kritiken auf

«Die Vegetarier sind dem Wahn verfallen. Nackt, ungekämmt und ungewaschen verkriechen sie sich in Höhlen.» «Tages-Anzeiger», 1907

sich? Und warum kommt Ambrosius Hiltl angesichts dieser Sticheleien dennoch auf die Idee, einem vegetarischen Speisehaus aus der Misere zu helfen? Die Antworten finden sich auf den Tellern des Bürgertums. Und auf diesen befindet sich vor allem Fleisch. Zu viel Fleisch, wie die Vegetarier finden.

Das Fleisch des Bürgertums

Das Bürgertum der Moderne stellt sich den Körper als Maschine vor. Wie die Dampfmaschinen der Industrialisierung mit Kohle angetrieben werden, braucht die Körpermaschine Nahrung, um zu funktionieren. In dieser Vorstellung findet die moderne Ernährungswissenschaft ihren Ursprung. Sie berechnet fortan, was und wie viel gegessen werden muss, um gesund und leistungsstark zu sein. Eiweiss gilt dabei als wichtigster Nährstoff, als Quelle von Kraft und Gesundheit. So deklariert die Ernährungslehre des 19. Jahrhunderts das Fleisch zum wichtigsten Nahrungsmittel. In seinem Kostmass von 1881 berechnet der Ernährungswissenschaftler Karl Voit beachtliche 118 Gramm Eiweiss für einen erwachsenen Mann. Das entspricht täglich sieben Bratwürsten, einem halben Kilo Hähnchenbrust

oder 450 Gramm Rindshack. Wer die richtige Menge Fleisch isst, ist gesund und leistungsstark. Während der Adel Völlerei betreibt und dem Proletariat das nötige Geld fehlt, kann das Bürgertum massvoll-kontrolliert via Fleischgenuss zu Gesundheit und Leistung gelangen und sich von den anderen abgrenzen. So findet das Bürgertum letztlich im Fleisch seine Identität.

Der moderne Vegetarismus macht sich das bürgerliche Eiweissdogma mit seiner Bedeutungsüberfrachtung des Fleisches zu Nutze: In den Augen der Vegetarier wird das Fleisch zum Sinnbild der körperlichen Entartung und des Sittenzerfalls der bürgerlich-industriellen Moderne. Der vegetarische Fleischverzicht ist weit mehr als eine persönliche Ernährungsvorliebe. Nicht die eigentlich Askese vermag am Vegetarismus zu provozieren, sondern vielmehr die intentionale Bedeutung der Entsagung. Seine Wirkmächtigkeit entfaltet der freiwillige Verzicht also erst durch die darin enthaltene Gesellschaftskritik. Denn kein Fleisch zu essen, bedeutet immer auch eine Kritik am Bürgertum und an der Moderne.

Mit dem Ziel der Verwirklichung einer alternativen Moderne reiht sich der moderne Vegetarismus in die Lebensreformbewegung ein. Diese bildet ein Dach für verschiedene Bewegungen, die auf unterschiedliche Weise eine natürliche Lebensweise propagieren. Freikörperkultur, Naturheilkunde, Nahrungsreform oder eben Vegetarismus, sie alle gehören dazu. Lebensreform ist Selbstreform. Demzufolge kann die Gesellschaftsreform nur über die Veränderung jedes Einzelnen laufen.

Alternative Moderne

Auch wenn es heute den Anschein machen mag, Ambrosius Hiltl war nicht die treibende Kraft des Züricher Vegetarismus im frühen 20. Jahrhundert. Am einflussreichsten war Friedrich Fellenberg-Egli. Ehemals Beamter, ist er Mitbegründer der Kolonie Heimgarten in Bülach und Mitbesitzer des vegetarischen Speisehauses Pomona am Neumarkt 7 in Zürich. Vor allem aber ist Fellenberg-Egli Inhaber und Leiter des Sanatoriums Erlench am Zürichsee, auch Fellenbergs Naturheilanstalt genannt. Wie auch Ambrosius Hiltl ist Friedrich Fellenberg-Egli aus gesundheitlichen Gründen zum Vegetarier geworden. Er habe, wie er schreibt, notgedrungen den Versuch gemacht,

sich fleischlos zu ernähren, nachdem er überall vergebens angeklopft habe, um Heilung von schwerem Leiden zu finden.

Um das vegetarische Gedankengut zu verbreiten, referiert und publiziert Fellenberg-Egli unermüdlich und ist Herausgeber einer eigenen Zeitschrift, der «Heimatsklänge». In seinen Schriften entwirft er sein vegetarisches Programm einer alternativen Moderne entlang gesundheitlichen, politisch-ökonomischen und philosophisch-ethischen Argumentationsketten. Die meisten Zivilisationskrankheiten, so schreibt Fellenberg-Egli in seinen unzähligen Beiträgen, hätten ihre Ursache in einer falschen Ernährung respektive im Fleisch. Ebenso werde die Seele durch den Fleischkonsum krank. Das Töten von Tieren führe zu Grausamkeit und Rohheit, die wahllose Kost zu Wankelmütigkeit. Schliesslich prangert Fellenberg-Egli auch die hohen Fleischpreise sowie die Ineffizienz des auf Tiernahrung ausgerichteten Ackerbaus an.

Damit bleiben die vegetarischen Anliegen letztlich den bürgerlichen Werten von Leistung und Gesundheit verhaftet – lediglich die Funktion des Eiweisses wird völlig umgedeutet. Dennoch stossen die Vegetarier auf wenig gesellschaftliches Interesse. Da helfen auch wissenschaftliche Legitimationen nicht: Die Vegetarier widerlegen (übrigens nicht als Einzige) das Eiweissdogma. Für sie ist die ernährungswissenschaftliche Grundannahme, dass der Mensch derart viel Eiweiss braucht, ein Irrtum. Stattdessen entwickeln sie ihre eigene fleischlose Ernährungstheorie und legitimieren den Vegetarismus damit naturwissenschaftlich. Vor allem aber sind es lebende Beweise, die der Legitimation dienen – Sportler, Denker, Kinder, andere Kulturen und Beispiele aus den eigenen Reihen wie Ambrosius Hiltl und Friedrich Fellenberg-Egli.

Moral hat den Teller verlassen

Mit der Ausdifferenzierung einer eigenen Öffentlichkeit kann sich der Vegetarismus Gehör verschaffen: Gaststätten, Siedlungen, Sanatorien und Vereine, die ihrerseits Zeitschriften herausgeben, Vorträge organisieren, Vereinstage durchführen, Flugschriften verteilen, theoretische Schriften publizieren oder öffentlich zugängliche Bibliotheken einrichten, tragen zu dessen Verbreitung bei. Mit Anlaufschwierigkeiten und nie systematisch beginnt in Zürich allmählich die Institutionalisierung

der vegetarischen Lebensführung, die massgeblich auf Friedrich Fellenberg-Egli zurückgeht. Nach wiederholten missglückten Vereinsgründungen etabliert er 1906 schliesslich erfolgreich die Vegetarische Gesellschaft Zürich mit Sitz im vegetarischen Speisehaus Pomona. Deren Bestimmung sei ganz allgemein, so steht es in den Statuten, die Förderung des Vegetarismus.

Zur Umsetzung der Vereinsziele stellt Fellenberg-Egli ein dichtes Vereinsprogramm zusammen: Beinahe wöchentlich werden gemütliche Abende, Diskussionen oder Vorträge veranstaltet, Feste organisiert und Ausflüge angeboten. Inhaltlicher Austausch wird mit geselligem Beisammensein und Freizeitgestaltung verbunden. Das stösst auf Interesse. Doch dienen die Anlässe

*Kein Fleisch zu essen,
bedeutet immer auch eine Kritik
am Bürgertum und an
der Moderne.*

nicht nur der Unterhaltung und dem Amüsement. Vor allem dienen sie der Motivation zur Verbreitung des Vegetarismus, wozu unermüdlich aufgefordert wird. Als Lohn erhalten die Vegetarier körperliche und geistige Gesundheit, vor allem aber auch eine Orientierungsmöglichkeit, eine Identität in der Zusammengehörigkeit.

Das vegetarische Argumentarium hat sich bis heute kaum verändert, wenn sich auch das Verständnis dessen verschoben hat, mit welcher Konsequenz der Verzicht zu interpretieren sei. Die Moral hat den Teller längst verlassen. Nebst dem Vegetarismus steht gegenwärtig der Veganismus zur Diskussion, der tierische Produkte auch ausserhalb der Küche meidet und sich explizit als Lebensweise versteht. Die bewusste Trennung von Richtigem und Falschem eröffnet eine Ernährungsmoral mit ordnungsstiftender Kraft. Unter diesem Blickwinkel betrachtet erscheinen die Ernährungsgewohnheiten der Vegetarier – sowohl der einstigen als auch der gegenwärtigen – als Lebensstil mit distinktiven Qualitäten.

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist der durchschnittliche Vegetarier männlich, jung und unverheiratet. Er lebt in protestantisch geprägten Gross-

städten mit bildungs- und wirtschaftsbürgerlichen Traditionen in den Zentren der Moderne – so auch in Zürich. Seinen Lebensunterhalt verdient er in Berufen, die zur neuen Mittelschicht zählen. Und diese ringt, wie ehemals das Bürgertum, um eine eigene Identität. Der Vegetarismus nimmt die Grundelemente bürgerlicher Werte auf, findet aber im freiwilligen Verzicht auf Fleisch ein neues Unterscheidungsmerkmal. So wiederholt sich die bürgerliche Art der Identitätssuche bei der neuen Mittelschicht. Nicht das Fleisch der Tiere, sondern der Lebensstil steht letztlich im Zentrum des lebensreformerischen Vegetarismus. Deshalb ist der Vegetarismus für den Beamten Friedrich Fellenberg-Egli und den Schneider Ambrosius Hiltl weit mehr als ein Gesundheitsgarant.

Lebensreformerische Sehnsucht vermarkten

Dass auch Urenkel Rolf Hiltl mehr als fleischlose Kost verkauft, davon zeugen nicht zuletzt Hiltl-Club und Vegi-Metzg (sic!), aber auch die im Onlineshop zu erwerbenden Merchandising-Produkte: Glarner Tüechli, Dinner Sounds, Thermo-becher und mehr. Vom Wurzelbunker ist nur noch die Anekdote geblieben. Der Name Hiltl hingegen ist zum Synonym eines gentrifizierten Zürcher Urban-Chics geworden.

Doch haben auch andere die lebensreformerische Sehnsucht als erfolgreiches Geschäftsmodell für sich entdeckt. Die städtische Natur ist längst zurück in Zürich: ob in den Pflanzkisten von «VEG and the City» an der Europaallee, im Slow-Food-Regal von «Berg und Tal» in der Markthal, im Viadukt, in den Bienenkästen von «Wabe3», der Imkerei auf Zürchs Dächern, auf der «Vegana», dem veganen Festival im Sihlcity oder im veganen Restaurant Elle'n'Belle im x-tra am Limmatplatz – das vegetarische Monopol hat die Familie Hiltl trotz eindrücklicher Geschichte wohl verloren.

Rebecca Niederhauser ist wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sozialanthropologie und Empirische Kulturwissenschaft der Universität Zürich. Nebst dem Vegetarismus beschäftigt sie sich aktuell mit kulturwissenschaftlicher Alter(n)sforschung sowie Zürcher Wohnkulturen.

Kontakt: niederhauser@isek.uzh.ch

Literatur: Meret Fehlmann, Margot Michel und Rebecca Niederhauser (Hg.): Tierisch! Das Tier und die Wissenschaft. Ein Streifzug durch die Disziplinen; Vdf Hochschulverlag, Zürich 2016

Alle Farben des Films

Als Tonmeisterin hat Barbara Flückiger an den Tonspuren von mehr als dreissig Filmen gefeilt. Heute arbeitet die Filmwissenschaftlerin daran, die Farben alter Filme ins digitale Zeitalter hinüberzuretten. Von Simona Ryser

Sie schüttelt entschieden den Kopf, ein Leben ohne Film gibt es für sie nicht. Barbara Flückiger, Professorin für Filmwissenschaft an der Universität Zürich, ist eine leidenschaftliche Filmliebhaberin. Ihr besonderes Augenmerk gilt den Auswirkungen des Digital Turn, der Digitalisierung, auf den Film. «Mit der Digitalisierung verschwindet immenses Wissen», erklärt die Professorin. Denn das Filmerbe ist mehrheitlich analog. Damit man die Filme – die Kulturgut und Zeitzeugen sind – in Zukunft überhaupt noch anschauen kann, muss man sie digitalisieren.

Was aber, wenn die Labors, Apparate, das Know-how fehlen? Es ist ein komplexes Unterfangen. Ein Knackpunkt sind die Farben. Wie soll die saubere digitale Ästhetik den vielfältigen historischen Filmfarbenreichtum übersetzen? Mit solchen Fragen beschäftigt sich die Filmwissenschaftlerin in ihrem grossangelegten Forschungsprojekt «FilmColors», für das sie einen der begehrten, hochdotierten ERC Advanced Grants der EU erhalten hat.

Flückiger leistet mit ihrer Untersuchung des Zusammenspiels von Technologie und historischen Filmfarben Pionierarbeit und schlägt Brücken zwischen Filmtechnologie und Filmästhetik. «Diese Arbeit ist bisher völlig unterschätzt worden», sagt die Filmwissenschaftlerin. In ihrer interdisziplinären Forschung bringt sie Spezialistinnen und Spezialisten aus der Technik, der physiko-chemischen Materialanalyse und der Filmwissenschaft zusammen, um diesen Umsetzungsprozess von der analogen in die digitale Welt zu begleiten.

200 verschiedene Farbtechniken

In der Filmgeschichte gibt es über 200 verschiedene Farbtechniken. Bis sich in den 1930er-Jahren das 3-Farben-Verfahren Technicolor, in den 1940ern schliesslich das chromogene Verfahren etabliert hatte, wurden Filmbänder etwa in Farbbäder gelegt oder mit Lupe und Pinsel von Hand bemalt.

Die Forscherin klappt ihren Laptop auf und scrollt durch ihre Datenbank. Bunte Filmstills, allerlei Trouvaillen der Filmgeschichte, ziehen vorbei. Sie zeigt ein Beispiel einer Pathécolorschablonenkolorierung: «La Voix du Rossignol», ein Film aus dem Jahr 1923 von Wladyslaw Starewicz. Das Wissen über historische Farbfilme bildet Flückiger seit 2012 auf der «Timeline of Historical Film Colors» in konzentrierter Form ab (www.zauberklang.ch). Diese Digital-Humanities-Plattform ist ein international gefragtes Instrument für Forschende, die sich mit Restaurierungsarbeiten beschäftigen.

Filmwissenschaftlerin Flückiger ist ohne Film, in einem fernsehfremden Haushalt im Thurgau, aufgewachsen. «Im einzigen Kino in der Nähe liefen Filme mit Titeln wie «Ein toller Käfer!», erzählt sie lachend. So wurde sie eben zum Bü-

jobbte, fing sie Feuer. Sie brach das Studium ab und entschloss sich für den Film. Doch sie wollte nicht etwa Regisseurin oder Schauspielerin, sondern Tonmeisterin werden. «Ich war zwar von klein auf eine eher vergeistigte Person, doch gleichzeitig hatte ich immer auch das Bedürfnis nach handwerklicher Arbeit», erklärt sie mit einem feinen Lächeln. Statt die üblichen Kleinmädchen-Rollenspiele einzuüben, bastelte sie mit ihrem Bruder lieber an Eisenbahnen. So waren es auch beim Film nicht die Filmstars, für die sich die junge Frau interessierte, sondern die Gestaltung – etwa die geringe Schärfentiefe, die Grauschattierungen, die optische Diffusion, mit der etwa Josef von Sternberg Marlene Dietrich diesen soften Look verlieh.

Platinen löten

Lange bevor Flückiger die Farben im Film erforschte, beschäftigte sie sich also mit dem Ton im Film. Allerdings gab es in den 1980er-Jahren im deutschsprachigen Raum noch keine tontechnische Ausbildung im Bereich Film. So lernte sie das Handwerk von der Pike auf, assistierte und arbeitete in diversen Tonstudios, lernte bei Studer-Revox Platinen löten und Analog-Digital-

Schon früh interessierte sich Barbara Flückiger nicht für die Filmstars, sondern für die filmische Gestaltung, etwa den soften Look von Marlene Dietrich.

cherwurm. Mainstream war nicht ihr Ding. Schon als Kind verschlang sie neben Geschichten und Romanen auch Sachbücher, Geschichtsbücher von der Antike bis zur Gegenwart. Als sie endlich alt genug war, reiste sie nach Zürich, um in den Arthouse-Kinos die Filme von Wim Wenders oder Rainer Werner Fassbinder zu sehen. Sie war fasziniert von der sinnlichen Vielfalt des Films, den Bildern und Tönen. Und so studierte sie neben Germanistik Filmwissenschaft und Publizistik an der Universität Zürich und an der Freien Universität Berlin.

Doch die junge wissbegierige Studentin langweilte sich an der Uni. «Das institutionalisierte Lernen widerstrebt mir», erklärt Flückiger. «Ich hatte das Gefühl, ich lerne nicht das, was mich wirklich interessiert.» Als sie während des Studiums bei einer Filmproduktion am Filmset

Wandler programmieren, bis sie schliesslich zur angesehenen Tonmeisterin wurde. Barbara Flückiger arbeitete an der Tonspur von über dreissig Filmen mit berühmten Regisseuren, etwa Daniel Schmid, Léa Pool in Kanada, Silvio Soldini in Italien und Markus Imhoof.

Damals hätte sie sich nicht träumen lassen, dass sie eines Tages über das Thema Sounddesign eine Dissertation an der Universität Zürich schreiben würde. Ja, es sei ein unstabiles Leben gewesen, sagt sie. Gut zwölf Jahre hat sie in der Filmpraxis gearbeitet. In der ganzen Welt war sie unterwegs, reiste sozusagen von Projekt zu Projekt. «Nach etwa zehn Jahren aber erschöpfte sich diese Arbeit», erklärt Flückiger. Zudem kam ihre Tochter zur Welt, was das Bedürfnis nach etwas mehr Sesshaftigkeit noch verstärkte.



Als ihr die Berufsberaterin nahelegte, doch noch ihr Studium abzuschliessen, winkte sie erstmal ab. Schliesslich entschloss sie sich, ohne jemandem davon zu erzählen, sozusagen zur Probe heimlich ein Semester zu studieren – und da war es um sie geschehen. Sie war sehr angetan von dem Wissen und der Theorie, die ihr nach den langen Jahren der praktischen Arbeit nun sozusagen auf dem Silbertablett serviert wurden.

Spät berufen

Ihr Germanistik- und Filmwissenschaftsstudium schloss sie nicht zuletzt aus finanziellen Gründen in Windeseile ab. Dass sie schon Mitte dreissig war, fiel nicht weiter auf, erzählt Flückiger schelmisch. Die Jahre als Tonmeisterin auf Wanderschaft lebte sie eher ein Leben als Bohémienne, was ihr eine legere, jugendliche Anmutung verliehen hatte, während ihre Kommilitoninnen teilweise schon recht bürgerlich mit Seidenfoulard und Hermès-Tasche daherkamen.

Dass Flückiger anschliessend auch noch eine akademische Karriere in Angriff nahm, war dann doch eher unüblich. Sie verdanke ihrer Professorin Christine N. Brinckmann viel, erklärt sie rückblickend. Neben dem theoretischen Reflexionsvermögen brachte Flückiger eine unschätzbar wertvolle praktische Erfahrung mit. Sie ist – im wörtlichen Sinne – eine Spätberufene. 2014 wurde für sie in der Filmwissenschaft der UZH eine Professur ad personam geschaffen, was ihr zum ersten Mal ein geregeltes Leben mit einer festen Anstellung verschaffte.

Flückiger klappt den Laptop zu. Die schönen Filmstills verschwinden. Doch zum Glück sind sie nun gut aufgehoben – und vielleicht auch einmal in ihrer ganzen Farbenpracht im einen oder andern Kino zu sehen. Die Filmwissenschaftlerin nimmt einen Schluck des kalt gewordenen Tees und verabschiedet sich mit einem stillen Lächeln.

Kontakt: Prof. Barbara Flückiger, baflueckiger@gmail.com

«Die Muslime müssen sich positionieren»

Wie integrieren wir die Muslime und den Islam in unsere Gesellschaft?

Ein Gespräch mit dem Islamwissenschaftler Ulrich Rudolph und dem Religionswissenschaftler Christoph Uehlinger. Von Roger Nickl und Thomas Gull

Herr Rudolph, Herr Uehlinger, der Islam hat in der Schweiz ein Imageproblem. Er wird mit Fundamentalismus, Dschihadismus, mit Gewalt, Intoleranz und der Unterdrückung der Frau assoziiert. Ist dieses Image gerechtfertigt?

Ulrich Rudolph: Der Islam hat dieses Image ja nicht nur in der Schweiz. Die Ereignisse der letzten Jahrzehnte haben dazu geführt, dass eine Reserve, ein Misstrauen gegenüber dem Islamismus besteht. Das ist verständlich. Bestimmte Strömungen innerhalb des politischen Islam, die wir als Islamismus bezeichnen, haben sich seit den 1970er-Jahren durch Gewalt hervorgetan. Sie haben diese Gewalt, die es in ihren Ländern schon lange gab, nach Europa getragen. Doch die grosse Mehrheit der Muslime lehnt das ab. Sie leiden darunter – viel mehr, als wir es tun, weil ihr Leben in ihren Herkunftsländern, aber auch hier in Europa beeinträchtigt wird.

Wie beeinflusst dieses Imageproblem die Diskussion über den Islam und die Integration von Muslimen hier in der Schweiz?

Rudolph: Die Diskussion wird dadurch erschwert. Ende der 1990er-Jahre, als ich in die Schweiz kam, war der Diskurs über den Islam hier vorbildlich. Er war viel offener, sachlicher und neutraler als in den Nachbarländern zur gleichen Zeit. Der Grund dafür dürfte gewesen sein, dass es keine grosse islamische Nation gab und gibt, die mit nationalistischen Interessen in der Schweiz agiert wie etwa in Frankreich Algerien und Marokko, in Deutschland die Türkei und in England zum Teil Pakistan. Die Muslime in der Schweiz stammen aus ganz verschiedenen Ländern mit dem Schwerpunkt Balkan. Auch die Politik war damals an einer offenen Diskussion interessiert. Höhepunkt dieses Interesses war wohl die Abstimmung von 2003 im Kanton

Zürich, als es um die Möglichkeit zur Anerkennung anderer Religionsgemeinschaften ging. Diese wurde dann leider abgelehnt.

Wie hat sich das Klima seither verändert?

Rudolph: Es hat sich zunehmend verschärft. Dafür sind einerseits internationale Entwicklungen verantwortlich, die wir nicht beeinflussen können. Durch die Attentate in Frankreich, Belgien und anderswo wird die Diskussion weiter erschwert. Das spiegelt sich in einer Politik, die versucht, Symbole wie etwa das Minarett abzuwehren und das Burka-Verbot durchzusetzen. Damit werden die Muslime zurückgewiesen. Ihnen wird das Gefühl gegeben, sie seien nicht willkommen. Dennoch würde ich sagen, dass sich ein grosser Teil der Muslime in der Schweiz akzeptiert fühlt und dem Staat zugewandt ist. Sie fühlen sich der Schweiz verbunden und wollen hier ihr Leben aufbauen.

Christoph Uehlinger: Viele muslimische Migrantinnen und Migranten aus dem Balkan sind in die Schweiz gekommen, ohne die Religion auf ihrer Herkunftsfahne mitzutragen. Sie kommen aus teilweise stark säkularisierten sozialen Kontexten. Religion spielt zwar eine Rolle, sie ist aber sicherlich nicht das erste Merkmal ihrer Identität. Hier werden sie aber in erster Linie als Muslime klassifiziert, von der Gesellschaft und den Medien. Das gehört mit zur Problemlage. Mit dieser Ausgrenzung werden Integrationsprobleme geschaffen oder verschärft.

Ist das Gefühl, nicht akzeptiert zu sein, ein Grund dafür, dass ein kleiner Teil der Muslime sich mit islamistischen Ideen anfreundet?

Uehlinger: Man wird hier wohl zwischen herkömftig muslimischen Menschen und Konvertiten unterscheiden müssen. Die Wortführer des Islamischen Zentralrats in der Schweiz, der teil-



«Wozu ist eine Universität da, wenn nicht um das Denken zu provozieren?» Ulrich Rudolph (links) und Christoph Uehlinger im Gespräch.

weise islamistische Positionen vertritt, sind interessanterweise junge Schweizer Konvertiten. Sie bedienen und schüren den Diskurs des Augeschlossenen- und Opfer-Seins, um auf diese Weise sich selber Bedeutung zu geben. Je mehr sie das tun, desto grösser ist die Aufmerksamkeit der Medien, die sie erhalten. Die Opferrolle zu schüren, ist eine politische Strategie, die nur eine kleine Minderheit der Imame teilt. In manchen – allerdings wenigen – Moscheen kommt diese Haltung an. Hinzu kommt, dass es in der digitalen Welt einfach ist, sich in Diskurse einzuklinken, die behaupten, Muslime in Europa seien generell eine diskriminierte Minderheit. Damit will ich real existierende Marginalisierungen und Stigmatisierungen nicht in Frage stellen. Die gibt es in der Tat. Muslimische Parallelgesellschaften, wie sie in Frankreich und Belgien zu beobachten sind, kennen wir in der Schweiz aber nicht.

Weil hier die islamischen Gemeinschaften zu klein sind?

Uehlinger: Ja, aber auch, weil es in der Schweiz eine andere Kultur der Partizipation gibt.

Rudolph: Die Schweizer Muslime sind zudem sehr integriert – sozial und beruflich. Man darf im Übrigen nicht glauben, dass es eine einzige Erklärung für die verschiedenen Phänomene der

Radikalisierung gäbe. Dafür ist die Problemlage zu vielschichtig. Wichtig ist jedenfalls, das Niveau der öffentlichen Diskussion zu heben. Auch die Muslime müssen öffentlich erklären, wie sie sich positionieren. Sie müssen mit anderen in einen politischen Dialog treten, der bislang noch nicht hinreichend stattgefunden hat.

Der öffentliche Diskurs über den Islam in der Schweiz ist von einem Schwarz-Weiss-Denken geprägt. Es gibt eine Art Clash der Populisten: auf der einen Seite die Islamisten, die populistisch agieren, auf der anderen Seite populistische Schweizer Politiker, die dem Islam skeptisch bis ablehnend gegenüberstehen. Wie kommen wir aus diesem Teufelskreis heraus?

Uehlinger: Schweizer Hochschulen versuchen aus diesem Dilemma herauszukommen, indem sie Gelegenheiten schaffen, sich hier bei uns reflektiert mit der islamischen Tradition, nicht zuletzt ihrer Theologie, auseinanderzusetzen. So wurde in Freiburg das Schweizerische Zentrum für Islam und Gesellschaft und in Luzern eine Assistenzprofessur für Islamische Theologie geschaffen. An der Universität Zürich haben wir im letzten Jahr eine Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung ins Leben gerufen. Wir wollen die Frage nach der Vereinbarkeit des Islam mit der

Ulrich Rudolph

Der Professor für Islamwissenschaft am Asien-Orient-Institut der Universität Zürich beschäftigt sich in seiner Forschung schwerpunktmässig mit der islamischen Theologie und der Geschichte der Philosophie in der islamischen Welt. Er betreut die Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung innerhalb der Philosophischen Fakultät und teilt mit der aktuellen Inhaberin der Professur das Interesse an politischen Ideen und deren Geschichte.

Kontakt: ulrich.rudolph@aoi.uzh.ch

Christoph Uehlinger

Der Professor für Allgemeine Religionsgeschichte und Religionswissenschaft leitet das Religionswissenschaftliche Seminar der Universität Zürich. Seine Forschungsschwerpunkte liegen in der Religionsgeschichte Westasiens und des Mittelmeerraums. An der Theologischen Fakultät ist er akademischer Mentor der Sigi Feigel-Gastprofessur für Jüdische Studien und der Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung.

Kontakt: christoph.uehlinger@uzh.ch

20% auf alle Duffel!

Profitiere jetzt mit einem Rabatt von 20% auf alle The North Face Base Camp Duffel New Edition. Der Rabatt ist im The North Face Shop Zürich und im Webshop einlösbar.

Webshop-Code: UZH_0916

The North Face Store Zürich Webshop:
Sihlstrasse 95 www.hajk.ch
8001 Zürich

(Gültig bis 16.10.2016, nicht kumulierbar,
Nettoartikel ausgeschlossen.)

VENTURE KICK

AN INITIATIVE OF THE VENTURE KICK FOUNDATION

Explore the business potential of your technology:

CHF 130.000 TO KICK YOUR STARTUP

A PHILANTHROPIC INITIATIVE OF A PRIVATE CONSORTIUM

— GEBERT RÜF STIFTUNG —
WISSENSCHAFT.BEWEGEN

ERNST GÖHNER STIFTUNG

FONDATION
LOMBARD ODIER

OPPO (STIFTUNG)

RISEING TIDE
FOUNDATION

Fondation
ProTechno

Debiopharm Group
NO DEVELOPER FOR PATIENTS

André Hoffmann

Hansjörg Wyss

Get your kick: venturekick.ch



«Für viele Schweizer Muslime spielt Religion eine Rolle. Sie ist aber sicherlich nicht das erste Merkmal ihrer Identität.» Christoph Uehlinger

Schweizer Gesellschaft nicht nur den Populisten überlassen.

Was wollen Sie mit der Gastprofessur an der UZH erreichen?

Uehlinger: Theologie ist nicht nur ein Markenzeichen der christlichen Tradition und christlicher Kirchen. Die islamische Theologie setzt sich mit ihrer religiösen Tradition in einer Weise auseinander, die der christlichen nicht nachsteht. Das ist hierzulande wenig bekannt und wurde an der UZH bisher kaum thematisiert. Die Gastprofessur soll diese Lücke schliessen. Neben der islamischen Theologie war es uns auch wichtig, das Thema Bildung zu berücksichtigen. Die Gastprofessorin Meltem Kulatacan, die wir für dieses Herbstsemester berufen haben, wird sich vor allem mit Bildungsfragen beschäftigen (siehe Kasten). An der Universität braucht es mehr Möglichkeiten, um Bildungsdiskurse in einem islami-

schen Rahmen zu artikulieren und kritisch zu reflektieren. Das gab es bislang nicht.

Rudolph: Die muslimischen Gemeinschaften in der Schweiz beschäftigen sich meist mit ganz praktischen Fragen – etwa der Schaffung eines muslimischen Friedhofs. Auf Grundfragen zum Islam haben sie aber oft keine Antwort. Doch diese Grundfragen müssen besprochen werden.

Können Sie ein Beispiel geben?

Rudolph: Religionsfreiheit etwa erklärt sich nicht von selbst. Welche Freiheiten sollen die Gemeinschaften haben? Brauchen sie sichtbare Zeichen oder nicht? Brauchen sie Seelsorger oder nicht? Hinzu kommt – und das ist meiner Meinung nach noch viel wichtiger – die Frage nach der individuellen Freiheit. Kann der Einzelne selbst bestimmen, wie er sich gegenüber der Gesellschaft und seiner Religionsgemeinschaft verhält? Um solche Fragen zu beantworten, könnten die Muslime häufig auf ihre eigenen intellektuellen Diskurse und Traditionen zurückgreifen, die sie allerdings nur noch zum Teil kennen.

Kann ihnen die UZH da weiterhelfen?

Rudolph: Ja, weil wir über die materiellen Grundlagen (zum Beispiel Bibliotheken) verfügen, um diese Themen zu reflektieren und den Raum für kritische Diskussionen zu bieten. Um ein praktisches Beispiel zu nennen: Wie steht es um die Zulässigkeit eines Schwangerschaftsabbruchs aus islamischer Sicht? Die erstaunliche Antwort darauf ist, dass diese Frage im islamischen Recht stets sehr offen diskutiert wurde. Es gibt im Islam konkrete Vorstellungen darüber, was einen Menschen als Menschen definiert. Dabei spielt der Zeitpunkt eine grosse Rolle, in dem nach islamischer Sicht der Geist Gottes in den Fötus eintritt.

Wann geschieht das?

Rudolph: Vierzig Tage nach der Befruchtung nach Ansicht der meisten Gelehrten, andere nehmen auch längere Fristen an.

Das heisst, zuvor wäre eine Abtreibung legitim?

Rudolph: Unter bestimmten Bedingungen, ja. Dazu gibt es seit Jahrhunderten Aussagen des islamischen Rechts. Muslime müssen sich in aktuellen Fragen also nicht kurzfristig überlegen, welche Position sie einnehmen sollen, sondern

können sich mit einer langen Tradition des Nachdenkens auseinandersetzen.

Weiss man das in den islamischen Gemeinschaften auch?

Rudolph: Die Gebildeten wissen das sehr wohl, aber es ist für mich in der öffentlichen Diskussion nicht erkennbar. Ein anderer wichtiger Punkt ist das Verhältnis von Religion und Staat. Wir haben das Vorurteil, den Islam gebe es nur en bloc, als Religion und Staat. Es gibt auch einige islamische Denker, die so argumentieren. Eine viel grössere Zahl postulieren jedoch genau das Gegenteil. Sie sagen klar, Staat und Religion seien zu trennen. Solche Themen müssen die Muslime untereinander, aber auch mit den anderen Gruppen unserer Gesellschaft diskutieren.

Welche Rolle spielen dabei die Hochschulen?

Rudolph: Sie sind der Ort für solche Diskussionen, die nicht im Hinterhof, sondern hier bei uns stattfinden sollten. Die Hochschule muss Bücher, Bilder, Quellen und Diskussionspartner zur Verfügung stellen und muslimischen Intellektuellen Gelegenheit bieten, ihre Überlegungen und ihre Forschung zur Debatte zu stellen. Wozu ist eine Universität da, wenn nicht um das Denken zu provozieren? Nur so können Skepsis und Ablehnung, die oft auf Ignoranz basieren, abgebaut werden.

Die Auseinandersetzung mit der islamischen Theologie steckt hierzulande noch in den Kinderschuhen – die Gastprofessur an der UZH etwa ist auf drei Jahre befristet. Ist das erst der Anfang?

Uehlinger: In Zürich ist es erst der Anfang. Wir haben für die Gastprofessur für die ersten drei Jahre eine Stiftung als Geldgeberin, die sehr daran gelegen ist, mündige Bürgerinnen und Bürger zu unterstützen. Das soll durch die Gastprofessur eben auch der muslimischen Gemeinschaft zugutekommen.

Wie bringt man den akademischen Diskurs hinaus in die islamischen Gemeinden? Eine der Ideen war, Imaame auszubilden, sie scheint im Moment vom Tisch zu sein. Wird mittelfristig in der Schweiz ein Studium der islamischen Theologie angeboten werden?



«Wir sollten nur noch Imame haben, die in Europa ausgebildet wurden.» Ulrich Rudolph

Rudolph: Ja, ich denke schon. In Deutschland gibt es bereits Institute, die eine solche Ausbildung anbieten. Vielleicht ist es gut, wenn wir in der Schweiz noch zuwarten, wie sich das entwickelt, welche Vorbilder geschaffen werden, welche Lehrbücher entstehen. Wichtig ist auch, dass Jugendliche in der Schule über Religion und Ethik diskutieren können. Das ist in der Schweiz schwieriger als in Deutschland, wo diese Fächer regelmässig unterrichtet werden. Wenn Schülerinnen und Schüler in diesem Unterricht auch Texten von islamischen Autoren begegnen, ist das ideal zur Selbstreflexion und für den Austausch mit anderen Jugendlichen.

Gibt es Strategien und Konzepte für einen solchen Unterricht in der Schweiz?

Uehlinger: In der Schweiz ist das nur kantonale möglich, was die Sache erschwert. Betrachtet man die letzten dreissig Jahre, stellt man fest, dass die Religion zuerst aus den Lehrplänen verbannt

wurde, jetzt aber zunehmend wieder integriert wird. An diesem Prozess sind wir auch beteiligt: Wir engagieren uns bei der Ausbildung von Lehrpersonen, die einen bekenntnisneutralen Unterricht über Religion und ihre Funktion in der Gesellschaft vermitteln sollen.

Bei der Imamausbildung schlagen Sie vor, abzuwarten, welche Erfahrungen in Deutschland gemacht werden, um dann hier etwa Vergleichbares anzubieten?

Rudolph: Ja, aber das Ziel muss sein, dass wir künftig nur noch Imame haben, die in Europa ausgebildet wurden.

Und die Schweiz sollte sich daran beteiligen mit einer eigenen Ausbildung?

Rudolph: Ich glaube, wir sollten uns leisten, das zu tun. Für mich ist es eine Frage der Klugheit, diese Möglichkeit auch hier zu schaffen.

Wann könnte es eine solche Ausbildung geben?

Rudolph: Je früher, desto besser, ohne die Entscheidung überstürzen zu wollen. Aber ich wünsche mir einen gesellschaftlichen Diskurs über diese Frage, an dem sich möglichst viele beteiligen. Ich würde mir auch wünschen, dass mehr Muslime in die Politik gehen. Auf diese Weise könnten sie sich einbringen und zeigen, welches ihre Fragen und Lösungsvorschläge sind. Wenn mehr Muslime in Parteien aktiv wären, würde man im Übrigen sehen, wie «normal» ihre Wünsche sind. Letztlich wollen auch sie ein sinnerfülltes Leben innerhalb unserer Wohlstandsgesellschaft führen, darin sind sich alle Gruppen einig.

Uehlinger: Was die Zeithorizonte angeht, wird auch vieles davon abhängen, welche Haltung die Theologischen Fakultäten einnehmen und ob sie sich eine solche Erweiterung ihres Angebots vorstellen können oder nicht. Freiburg und Luzern haben erste Schritte in diese Richtung getan.

Wie sieht es in Zürich aus?

Uehlinger: Das ist momentan noch offen. Man darf die Bedeutung einer Imamausbildung in der Schweiz allerdings auch nicht überbewerten. Wichtig ist vor allem, dass Menschen, die als Imame tätig sind, unsere Gesellschaft kennen. Sie können auch anderswo ausgebildet werden. Es

gibt beispielsweise auch kein Rabbinerseminar in der Schweiz.

Sind Sie beide optimistisch, dass der Islam künftig ein Teil der Schweizer Gesellschaft ist, der nicht als etwas Fremdes und Bedrohliches wahrgenommen und ausgegrenzt wird?

Rudolph: Ich bin auf lange Sicht optimistisch, weil es vernünftig ist und ich den Eindruck habe, dass sich das Vernünftige schliesslich durchsetzt in unserer Gesellschaft.

Uehlinger: Ich bin sehr optimistisch, dass sich die Muslime in der Schweiz zu Hause fühlen werden, allen Polarisierungen und Schwarzweissmalereien zum Trotz. Die Aufgabe der Universität ist es, einen Rahmen zur Verfügung zu stellen, in dem diese Diskussionen offen, plural und kritisch geführt werden können. Das wollen wir in Zukunft anbieten.

NEUE GASTPROFESSORIN

Radikalisierte Frauen

Die deutsch-türkische Wissenschaftlerin Meltem Kulataçan ist im Herbstsemester 2016 Gastprofessorin für Islamische Theologie und Bildung an der UZH. Kulataçan wurde 1976 in Lindau am Bodensee geboren und studierte Islamische Religionspädagogik und Politikwissenschaften an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen. Seit September 2015 ist sie an der Goethe-Universität in Frankfurt am Main als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Fachbereich Erziehungswissenschaft tätig. Die Radikalisierung von Frauen und jungen Mädchen in islamistischen Kontexten sowie Fragen zu Nationalismus und Islam in der Türkei gehören zu ihren Forschungsinteressen.

Die Gastprofessur für Islamische Theologie und Bildung wurde auf das Herbstsemester 2015 an der UZH geschaffen und ist zunächst für drei Jahre geplant. Ziel der Gastprofessur ist es, Themen der islamischen Theologie und Bildung im kulturellen, religiösen und weltanschaulichen Kontext Europas zu diskutieren.



Universität
Zürich^{UZH}

talk im turm

auch als Video-Podcast
www.talkimturm.uzh.ch

Im Kreuzfeuer Kriege, Opfer, Traumata

Kriege zerstören heute nicht nur in Syrien ganze Landstriche. Sie sorgen auch in der menschlichen Psyche für Verheerung. Der Psychiater Matthis Schick behandelt am Universitätsspital traumatisierte Kriegs- und Folteropfer. Wie wandelbar unsere Wahrnehmung von Kriegsoptionen ist, zeigt Svenja Goltermann. Die Historikerin beleuchtet in ihrer Forschung, wie der Opferbegriff in den letzten 150 Jahren allmählich entstanden ist. Im Talk im Turm diskutieren Svenja Goltermann und Matthis Schick mit den Redaktoren des UZH-Magazins, Thomas Gull und Roger Nickl, über Kriege, Opfer und Traumata und wie wir damit umgehen.

Es diskutieren:
die Historikerin Svenja Goltermann
und der
Psychiater Matthis Schick

Montag, 24. Oktober 2016
18.15–19.30 Uhr
Restaurant uniTurm
Rämistrasse 71
8006 Zürich

Türöffnung um 17.45 Uhr

Anmeldung unter
www.talkimturm.uzh.ch
Eintritt frei · Anmeldung erforderlich
Platzzahl beschränkt





Als das Abendland unterging

Urs Bitterli präsentiert eine Kulturgeschichte Europas in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Was hoffnungsfroh begann, mündete in zwei Weltkriege, die Europa ausbluteten und kulturell und moralisch zerstörten. Von Thomas Gull

Im Mai 1944, als die Alliierten das besetzte Paris bombardierten, stand Ernst Jünger auf dem Dach des Hotels Raphael, in der Hand ein Glas Burgunder, in dem Erdbeeren schwammen. Jünger hat diesen Moment in seinem Buch «Strahlungen» beschrieben: «Die Stadt mit ihren roten Türmen und Kuppeln lag in gewaltiger Schönheit, gleich einem Kelche, der zu tödlicher Befruchtung überflogen wird. Alles war Schauspiel, war reine, von Schmerz bejahte und erhöhte Macht.»

Krieg und Zerstörung können eine grandioses Spektakel sein, von erhöhter Warte aus betrachtet und ausgestattet mit einer kaltschnäuzigen Gefühlslosigkeit, wie sie Ernst Jünger offenbar eigen war. Weniger gestählten Charakteren kann die Lektüre von Urs Bitterlis Buch «Licht und Schatten über Europa 1900–1945. Eine etwas andere Kulturgeschichte» aufs Gemüt schlagen, denn bei Licht betrachtet war in dieser Zeit weit mehr Schatten als Licht.

Panoptikum des Grauens

Urs Bitterli beschreibt in seinem Buch nichts weniger als den Untergang des Abendlandes; die mutwillige Zerstörung Europas, seiner Kultur, seiner moralischen Werte und seiner Weltstellung. Der emeritierte Professor für Allgemeine Geschichte der Neuzeit an der UZH tut dies anhand von 50 ausgewählten Texten, die den Bogen von der Jahrhundertwende bis in die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg spannen. Meist sind es literarische Werke, Bitterli greift aber auch auf Zeitungsartikel, Essays und Berichte zurück, die er mit dem Blick des Historikers liest und interpretiert. Sie sind für ihn Ausdruck der Zeit, in der sie entstanden sind.

Ursprünglich sind die im Buch versammelten Texte zwischen 2010 und 2015 in der Internetzeitung «journal21» erschienen, in der Rubrik «Alte Bücher – neu besprochen». Für die Buchpublikation hat Bitterli sie nun in ihren jeweiligen historischen Kontext gestellt, indem er in Einleitungen

jeweils knapp und präzise die Epoche beschreibt, in der die Texte entstanden sind.

Bitterlis europäische Kulturgeschichte der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist ein Panoptikum des Grauens. Die besprochenen Texte sind Boten aus einer Welt, die in Tod und Verwüstung unterging, statt ins Glück aufzubrechen. Dies schien zu Beginn des Jahrhunderts noch möglich, dank des rasanten technischen Fortschritts, «der das Leben der Menschen sicherer, bequemer und glücklicher zu machen versprach», wie Bitterli schreibt.

Stattdessen stürzte sich Europa bald in einen mörderischen Weltkrieg (den Ersten), der auch Intellektuellen den Kopf verdrehte und etwa

*Bitterlis Buch ist ein Eilmarsch
durch die Kulturgeschichte Europas
und spiegelt eine zerrissene Zeit.*

Heinrich und Thomas Mann entzweite. Der eine – Heinrich – war Pazifist, der andere – Thomas – gehörte zu den Hurratrioten, die den Krieg begrüßten und darin die Chance zu einer Selbstreinigung des deutschen Volkes erblickten. Thomas Mann, dessen verworrenes Selbstzeugnis «Betrachtungen eines Unpolitischen» sein Ringen mit den eigenen, überholten konservativen Idealen dokumentiert, wurde dann in den 1920er-Jahren zum vehementen Befürworter der Weimarer Republik und zum Kritiker des Nationalsozialismus. Die Verheerungen des Ersten Weltkriegs bestätigten Kulturpessimisten wie Oswald Spengler, der in seinem Buch «Der Untergang des Abendlandes» (1918–1922), den Niedergang der europäischen Kultur voraussagte.

Raum für deutsche Menschen

Spengler sollte recht bekommen. Doch noch war es nicht so weit, zunächst wurde alles besser. Bitterli beschreibt die Zwischenkriegszeit als «zerris-

sene Jahre». Die «Goldenen 1920er» mündeten in den Börsenkrach von 1929 und die Weltwirtschaftskrise. Der Pazifismus, für den Schriftsteller wie die Franzosen Romain Rolland und Henri Barbusse oder der Deutsche Erich Maria Remarque standen, wurde bald wieder übertönt von aggressiven und nationalistischen Tönen, vorab in Deutschland, das sich durch die Versailler Verträge gedemütigt fühlte. «Der deutsche Mensch», schrieb etwa Hans Grimm in seinem Roman «Volk ohne Raum» (1926), «braucht Raum um sich und Sonne über sich und Freiheit in sich, um gut und schön zu werden».

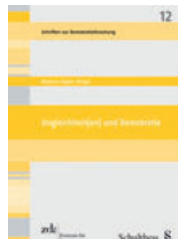
Gezielte Vernichtung

Heute wissen wir, wohin die «Raumnot» der Deutschen geführt hat – in den Zweiten Weltkrieg. Dessen historische Einmaligkeit bestand nicht nur im Ausmass des («totalen») Kriegs, sondern auch in der gezielten und gut organisierten Vernichtung von Teilen der Zivilbevölkerung, wie sie von Nazideutschland auf der einen, von Stalins Russland auf der anderen Seite betrieben wurde. Dazu kommen bei Bitterli etwa Jurek Beckers «Jakob der Lügner» über den Alltag im Ghetto von Lodz, Primo Levis «Ist das ein Mensch?» über das Leben im KZ Auschwitz oder Arthur Koesters «Sonnenfinsternis» über Stalins Terrorjustiz zu Wort.

Bitterlis Buch ist ein Pageturner, den man gerne in die Hand nimmt und nur ungern wieder weglagt. Das liegt an der Auswahl der Texte, die die Vielstimmigkeit der Erfahrungen widerspiegelt, und an Bitterlis eleganter und konziser Art, die (literarischen) Werke historisch zu verorten und miteinander in Verbindung zu bringen.

Die relativ knapp gehaltenen Besprechungen und die einleitenden historischen Texte erlauben es den Nachgeborenen, im Eilmarsch durch die Kulturgeschichte Europas zu gehen und zumindest eine Ahnung davon zu bekommen, wie zerrissen und mörderisch die Zeit war, der sie entronnen sind.

Urs Bitterli: **Licht und Schatten über Europa 1900–1945.** Eine etwas andere Kulturgeschichte. Verlag Neue Zürcher Zeitung, Zürich 2016, 350 Seiten



Reise durch die Zeit

Was den Bruchteil eines Augenblicks von der langen Geschichte des Weltalls unterscheidet – ist ein kleiner Strich. Das unscheinbare Minuszeichen im Exponenten dreht eine Zahl in ihr Gegenteil. So finden extrem rasche Bewegungen von Elektronen in einem Molekül innerhalb von 10^{-16} Sekunden statt, während sich die Kontinente in 10^{16} Sekunden aus der Urplatte von Pangaea gebildet haben. Das Minuszeichen entscheidet, ob die Eins 16 Nullen hinter dem Koma hat oder gleich weit davor steht.

Der Bildband «A Journey into Time in Powers of Ten» zeigt die Zeitskalen, die unser Leben, aber auch die belebte und unbelebte Umwelt bestimmen. In exponentiellen Zehnerschritten durchschreitet die sorgfältig illustrierte Publikation die ultraschnelle Elektronenbewegung, die durch ein Photon angestossen wird, und endet bei den unglaublichen Dimensionen der Milchstrasse. Unsere Galaxie besteht aus über 100 Milliarden Sternen und ist im Verlauf von Jahrmilliarden entstanden.

Die Publikation gibt nicht nur einen Eindruck der Zeitskalen an den extremen Enden der Natur, sondern ordnet auch alltägliche Ereignisse zeitlich ein. Mit dem Augenaufschlag bezaubern wir innert einer Sekunde, Nervenzellen reagieren innerhalb von Tausendstelsekunden. Ein schneller Sprinter absolviert 100 Meter in zehn Sekunden. Das Eiweiss im Spiegelei denaturiert in 100 Sekunden. Und ein Doktorat dauert 10^8 Sekunden. Ergänzt werden die Zeitangaben mit lesenswerten Kurztexten und Bildergalerien.

Dank der exponentiellen Sekundenbetrachtung entsteht so auf 75 Seiten eine überraschende Natur- und Zeitgeschichte. Der Bildband macht deutlich, wie eng unser Zeitempfinden mit der Lebensdauer verknüpft ist – einem Menschenleben, das gerade mal 2,5 mal 10^9 Sekunden dauert. Forschende des Nationalen Forschungsschwerpunkts «MUST – Ultraschnelle Prozesse in molekularen Bausteinen» haben die Publikation realisiert, Jürg Osterwalder vom Institut für Physik und Peter Hamm von Departement Chemie an der UZH waren massgeblich beteiligt. *Stefan Stöcklin*

Anna Garry, Thomas Feurer: **A Journey into Time in Powers of Ten**; vdf Hochschulverlag, Zürich 2016, 76 Seiten

Mehr politische Bildung!

One man, one vote: Die Gleichheit der Bürgerinnen und Bürger ist ein Grundprinzip der Demokratie. Doch wie wirken sich soziale und ökonomische Ungleichheiten in der Gesellschaft auf die politische Teilnahme aus? Und wie legitim ist eine Demokratie, die bis 1971 Frauen von der politischen Mitsprache ausschloss und heute Ausländerinnen und Ausländern kaum staatsbürgerliche Rechte zugesteht? Diesem Spannungsverhältnis zwischen Rechtsstaat und Demokratie waren die 7. Aarauer Demokratietage vom März 2015 gewidmet – organisiert vom Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA).

Im jetzt erschienenen Tagungsband «Ungleichheit(en) und Demokratie» leuchten die Referierenden das Thema weiter aus. Im Zentrum stehen dabei die Beziehung zwischen demokratischer Teilhabe und sozialer (Un)Gleichheit und der Zusammenhang zwischen Bildungschancen und Partizipation. Im dritten Teil des Buchs geht es unter anderem um kontrovers diskutierte Verfassungsfragen: Ist das Verhüllungsverbot im Kanton Tessin diskriminierend? Verletzt das Adoptionsverbot für gleichgeschlechtliche Paare das Diskriminierungsverbot?

Béatrice Ziegler, emeritierte UZH-Professorin für Geschichte und Herausgeberin des Tagungsbandes, fordert im Vorwort des Buchs, es müssten Lösungen gefunden werden, soziale Ungleichheiten so weit zu reduzieren, dass der soziale Frieden und die gleiche Teilhabe am politischen Prozess gesichert werden können. Ansatzpunkte dazu sieht Monika Waldis, Leiterin der Abteilung Geschichtsdidaktik und Politische Bildung am Zentrum für Demokratie Aarau, etwa bei der politischen Bildung. Diese werde zu sehr der Familie überlassen, obwohl erwiesen sei, dass Kinder aus einkommensschwächeren und bildungsferneren Elternhäusern weniger gut Bescheid wissen über politische Zusammenhänge. *Adrian Ritter*

Béatrice Ziegler (Hrsg.): **Ungleichheit(en) und Demokratie**, Schriften zur Demokratieforschung; Zentrum für Demokratie Aarau (ZDA), Schulthess Juristische Medien AG, Zürich 2016, 220 Seiten

Der Öliböod

Das Englische Seminar der UZH ist nicht nur schweizweit das grösste seiner Art, es ist auch das älteste. In seinem Buch «Es begann mit Scott und Shakespeare» zeichnet der emeritierte Anglistik-Professor und alt Rektor Andreas Fischer nun die Geschichte der Anglistik an der Universität Zürich von ihren Anfängen bis in die Gegenwart nach. Erste Vorlesungen zur englischen Sprache und Literatur gab es in Zürich schon im Wintersemester 1833/34 unmittelbar nach der Gründung der UZH. Bis zur Eröffnung des Englischen Seminars, 1894, vergingen aber noch gut sechzig Jahre. Kurz zuvor, 1891, wurde mit Theodor Vetter der erste Anglistik-Professor an die Universität berufen. Das 125-Jahr-Jubiläum dieser Berufung 2016 ist der Anlass für Fischers Buch.

Andreas Fischer erzählt die Geschichte der Anglistik an der UZH entlang der Reihe von Professorinnen und Professoren, die das Fach in Forschung und Lehre über die Jahrzehnte hinweg geprägt haben. Die so entstandenen biographischen Porträts geben spannende Einblicke in akademische Karrieren und Forschungsperspektiven in der Vergangenheit.

Gespiegelt wird Fischers Darstellung in Erinnerungen von ehemaligen Studierenden an ihre Professoren. So beschreibt Hans Heinrich Meier, der selber von 1967 bis 1986 Professor an der Freien Universität Amsterdam war, mit einem Augenzwinkern seinen Lehrer in Zürich, den Sprachwissenschaftler Eugen Dieth (1893–1956). Dieths Lieblingssspruch lautete: «It's the early bird that catches the worm». Da der Thurgauer Dialektforscher mit feinem Ohr auf eine gute und richtige Aussprache achtete, trug ihm das unter den Studierenden den Übernamen «der Öliböod» ein. Es sind solche Anekdoten, die neben dem Haupttext des Autors und «Streiflichtern» – kurzen Einträgen zu verschiedenen Stichworten – ein vielfältiges und lebendiges Bild der Geschichte der Anglistik und des Englischen Seminars in Zürich ergeben – diesem «early bird» unter den Englischen Seminaren in der Schweiz. *Roger Nickl*

Andreas Fischer: **Es begann mit Scott und Shakespeare**. Eine Geschichte der Anglistik an der Universität Zürich; Chronos Verlag, Zürich 2016, 250 Seiten

Die Verlorenen

Plötzlich diese Stille. Ein Dämon muss die Wogen geglättet haben. Keine Bewegung auf dem Wasser. Die Winde schweigen. Ich recke mich und spähe. Nicht die kleinste Regung. Ich verharre bewegungslos. Da geht unvermittelt ein Schauern durch meinen Körper, ein Reissen. Die Federn zittern. Ich stelle die Flügel, es hebt sich meine Brust. Auch meine Schwester regt sich. Unsere Münder öffnen sich.

Wir hören sie kommen. Sie teilen das Wasser. Sie peitschen die Flut. Sie schlagen das graue Salz mit den Rudern. Im unaufhörlichen Takt. Es ist unausweichlich. Sie werden hier vorbeikommen. Das Wasser läuft mir im Schlund zusammen.

Meine Kehle weitet sich. Schon spür ich das Ziehen tief im Leib. Die Luft staut sich und bündelt sich zu einem scharfen Strahl. Einem Feuerstrom gleich schiesst er mir aus der Kehle. Laut erschallt meine Stimme und rast über die erbebenden Wogen. Schrill schreit sie nach den nahenden Seefahrern.

Halt ein, Schwester! Sie hält mich am Flügel fest. Spare dir deinen lechzenden Gesang für später. Jetzt locke sie heran, die Verlorenen!

Unvermittelt verstumme ich. Ich schüttele den Kopf. Was soll ich mich zurückhalten? Sie werden sowieso bei uns landen. Noch nie hatte sich uns einer entziehen können.

Doch schon erhebt nun meine Schwester ihre Stimme. Sanfter flötender Gesang schwebt durch die Luft, streicht sachte über Wasser und Wogen. Ein verzehrender, langer Faden kommt ihr aus dem Schlund. Ich räuspere mich, schlucke etwas Wasser und stimme ein. Wir wogen im Gleichtakt hin und her. Unsere süssen Stimmen fliegen ihnen entgegen.

Kaum kann ich mich halten, meine Füsse krallen sich in den Fels. Noch können wir sie

nicht sehen. Noch hören wir nur das unaufhörliche Peitschen der silbrigen Fluten. Wir wenden die Köpfe, meine Schwester und ich, wir strecken und recken uns nach ihnen. Da erscheinen sie, die Glorreichen, die Ruhmreichen, die Rüstigen. Sie nähern sich in grosser Eile. Ich lecke mir die Lippen. Wir wollen sie betören. Unsere Stimmen werden jeden durchströmen, keiner ist uns je entgangen. Wir werden sie verschlingen.

Doch in welcher Windeseile schlagen sie das Wasser? Was fahren die so schnell? Was rasen die? Wieso verlangsamen sie nicht den Takt. Da steht ein Ritardando. Als wären sie taub, als wären sie stumm, als wären sie blind, gleiten sie vorüber an unserem Fels, über die Ruder gebeugt, ungeachtet unserer Töne. Nur einer, es ist der Schönste, der Ruhmreichste, hat das Antlitz uns zugewandt. Er grimmassiert. Er winkt mit Aug und Braun. Ich wink zurück und sing von unserer Allwissenheit. Doch was machen da seine Gefährten! Diese Schaumschläger, sie hören nichts, verklebt sind ihre Ohren. Sie binden ihn noch stärker an den Mast. Dieser Besserwisser, dieser Alleskönner! Er schmarotzt von unserem verzehrenden Klang und gibt sich uns nicht hin.

Jetzt gleisst meine Stimme im Winde auf. Sie wird metallisch und scharf. Sie schnellt hoch und rast im Kreise. Jetzt schneidet sie mir den Leib entzwei, jetzt breiten sich meine Flügel aus, die Stimme ist eine Wucht. Sie schleudert mich vom Felsen. Ich verstumme. Meine Schwester schweigt. Ich habe Hunger. Er aber, der Ruhmreiche mit dem grausigen Verstand, segelt hin und fort.

Simona Ryser ist Autorin und Sängerin. Im «Schlusspunkt» setzt sie sich jeweils literarisch mit dem Dossierthema des UZH Magazins auseinander.

Hintergrund für den vorliegenden Text ist der Zwölfte Gesang aus Homers Odyssee.

Viva

Das kostenlose
Banking-Paket für
Jugendliche und
Studierende

Mit Viva mehr profitieren.

Mit kostenlosem Bargeldbezug schweizweit und den Viva Movie Days.
Jeden Tag für CHF 13 ins Kino, inklusive Popcorn und Softdrink.

credit-suisse.com/viva

viva
Access All Areas

Deloitte.



Change the world, not who you are.

Bring your talents to Deloitte, and you'll find a global network of support, leadership opportunities and diverse thinking. There's no limit to what you can achieve.

What impact will you make?
deloitte.com/careers